Schuldig?

Roman

von

Ewald August König,

Verfasser des preisgekrönten Romans „Durch Kampf zum Frieden“.

Erster Band.

Jena,

Hermann Costenoble.

1878.

1.

Der heiße Sommertag neigte sich zum Ende. Schwarze Wolkenmassen stiegen im Westen auf, den lange ersehnten Regen verheißend.

Drückender noch als draußen war die Schwüle im Innern der Häuser; das empfand auch Herr Julius Rodenbach, trotzdem sein schönes Landhaus vor der Stadt inmitten parkähnlicher Gartenanlagen lag.

Er hatte die Fenster des Erkerzimmers, in welchem er am liebsten zu weilen pflegte, geöffnet und schaute, während er behaglich im Schaukelstuhle lag, sinnend in die Dämmerung hinaus.

Herr Julius Rodenbach war schon bei Jahren, sein Haar begann bereits zu ergrauen, und in seinen feinen, aristokratischen Zügen konnte ein erfahrenes Auge lesen, daß das Leben, welches hinter ihm lag, an inneren Stürmen reich gewesen war. Und über dieses feine, blasse Ant=

litz glitt ein Schatten des Unmuths beim Anblick des Mannes, der eben jetzt, nach kurzem Anpochen, eintrat.

Eine hohe, schlanke Gestalt, stand dieser Herr mit dem Hute in der Hand vor ihm, und der Blick desselben war flehend auf ihn gerichtet.

„Du hättest mir diese Sorgen ersparen können, Julius,“ sagte er mit leise zitternder Stimme, „es konnte Dir gewiß nicht zweifelhaft sein, daß es mir unmöglich sein würde, die bedeutende Summe binnen so kurzer Zeit zu zahlen.“

„Und mußtest Du nicht seit Jahren darauf gefaßt sein, daß ich das Darlehen zurückfordern würde?“ fragte Rodenbach mit kühler Ruhe. „Konntest Du denn glauben, daß ich auf diese bedeutende Summe verzichten würde?“

„Für Dich war diese Summe nicht bedeutend, und dann auch erinnerte ich mich oft der innigen Freundschaft, welche in früheren Jahren —“

„Schweige davon, Friedrich,“ wehrte Rodenbach ab; „wenn ich an jene Zeit erinnert werde, dann steigen auch trübe Erinnerungen in meiner Seele auf, die ich am liebsten vergessen möchte. Und wer trägt denn die Schuld daran, daß unsere früheren freundschaftlichen Beziehungen getrübt sind?“

„Du denkst noch immer an jenen albernen Wortwechsel? Trägst mir noch immer Groll nach?"

„Nein, aber im Lauf der Jahre ist Eins zum Andern gekommen, und Du weißt selbst, was die eigentliche Veranlassung zu dem Zerwürfniß war."

Der Fremde hatte seinen Hut hingelegt und sich auf einen Sessel niedergelassen, sein Blick schweifte unstät durch den elegant und geschmackvoll ausgestatteten Raum.

„Ich weiß nicht, was Du damit sagen willst," erwiderte er.

„Du weißt es, aber Du willst es nicht zugeben," fuhr Rodenbach fort, und ein seltsamer Zug umzuckte dabei seine Mundwinkel, „der Neid war die Triebfeder, er vergiftete den wohl niemals ganz gesunden Kern unserer Freundschaft. Der Neid war's, Friedrich Wesenfeld, und doch hätte ich eher Dich, als Du mich beneiden können. Das klingt Dir vielleicht wie Hohn, und es ist trotzdem die Wahrheit."

„Du hättest Grund gehabt, mich zu beneiden?" erwiderte Wesenfeld befremdet. „Ja, wirklich, das klingt wie Hohn! An Deine Fersen hat das Glück sich geheftet, Du bist ein reicher

Mann geworden, lebst mit der ganzen Welt in Frieden und hast Alles, was Dein Herz begehrt — und ich? Mein Geschäft mußte ich liquidiren, und wenn Du damals mir nicht das Darlehen gegeben hättest, wäre ich ein Bankerotteur geworden. Hat mir seitdem jemals das Glück gelächelt? Ich bin noch immer, was ich derzeit wurde, Kassirer, der Sklave Anderer, und mein Einkommen gestattet mir nicht —"

„Und dennoch gab es eine Zeit, in der ich Dich beneidet habe, in der ich gerne mit Dir getauscht hätte," fiel Rodenbach ihm in die Rede. „Jene Zeit ist nun verstrichen, und heute beneide ich Dich nicht mehr."

Er zog sein Etui aus der Tasche und zündete eine Cigarre an, dann strich er mit der feinen, weißen Hand über Stirne und Augen, als ob er die Bilder verscheuchen wolle, die vor ihm aufstiegen und seine Seele beschäftigten.

„Daß Du in meinen Verhältnissen Beneidenswerthes gefunden haben willst, das ist und bleibt mir ein unlösbares Räthsel," sagte Wesenfeld achselzuckend, „ich glaube aber den Grund darin suchen zu dürfen, daß Niemand mit seiner Lage zufrieden ist."

„Du behauptest das allerdings aus eigener

Erfahrung," erwiderte Rodenbach, und ein schneidender Spott lag in dem Tone, den er jetzt anschlug. „Wie der Neid Dich verleitet hat, gegen mich gehässig zu werden, so war es die Unzufriedenheit mit Deinem Geschick, was Dich auf eine Bahn brachte, die Dir verderblich werden muß, wenn sie es nicht schon geworden ist."

„Und was berechtigt Dich, mir das zu sagen?"

„Hätte ich auch kein anderes Recht, als das eines Gläubigers, so würde dies schon genügen! Ich habe Dir damals 5000 Thaler geliehen, und Du weißt selbst, daß ich von diesem Kapital niemals Zinsen erhielt. Ich will sie nachträglich nicht beanspruchen, aber das Kapital selbst fordere ich zurück."

„Und hast Du dazu einen besonderen Grund, Julius?"

„Bedarf es dazu eines besonderen Grundes?"

„Zwischen Freunden — gewiß!"

„Freunde sollten niemals einander borgen," sagte Rodenbach kühl, „die leidige Geldfrage ist in der Regel ein Zankapfel, der die besten Freunde entzweit."

„Julius, wäre ich an Deiner Stelle —"

„So würdest Du nicht anders handeln, wie ich auch. Es sind nun fünfzehn Jahre verstrichen,

seitdem ich Dir die Summe gegeben habe, und während dieser Zeit hast Du wohl nie an die Rückerstattung derselben gedacht."

„Wenn Du das behauptest —"

„Ereifere Dich nicht, was ich Dir sage, ist die Wahrheit. Es war nicht nöthig, daß ich Dich scharf beobachtete, Dein Börsenspiel lag ja offen zu Tage. Oft hatte ich mir vorgenommen, Dich zu warnen, aber was würde ich dadurch erreicht haben? Der Gründungsschwindel hatte auch Dich in den tollen Strudel des Spekulationsfiebers hineingerissen; es war ja auf diesem Wege so bequem und anscheinend so leicht, ein reicher Mann zu werden, und was man hofft und wünscht, das glaubt man gern. Und daß Deine Hoffnungen sich nicht erfüllt haben, war freilich sehr unangenehm, aber dem Schicksal darfst Du drum keinen Vorwurf machen, Du selbst hast es herausgefordert, und der Hazardspieler muß sich auf den Bankerott gefaßt machen."

In den Augen Wesenfeld's loderte die Gluth des Zornes jäh auf; eine fieberhafte Aufregung, die er vergeblich zu bemeistern suchte, hatte sich seiner bemächtigt.

„Also war's die Furcht, das Geld verlieren zu können, was Dich veranlaßte, die Summe

zurück zu fordern?“ rief er in leidenschaftlicher Aufwallung. „Und nicht genug damit, mußte die Forderung gerade jetzt erfolgen, zu einer Zeit, in der ich die Zahlung nicht ermöglichen kann! Hätte ich das damals voraussehen können, so würde ich vorgezogen haben, ein Arrangement mit meinen Gläubigern zu treffen —“

„Vorausgesetzt, daß sie darauf eingegangen wären!“ schaltete Rodenbach sarkastisch ein.

„Und thaten sie es nicht —“

„So war Dein Name beschimpft und über Dich und Deine Familie brach das Elend herein. Und was lag Dir an Deiner Familie? Was lag Dir an dem Glück und dem inneren Frieden Deiner Frau —“

„Julius!“ rief Wesenfeld gereizt. „Wenn Du mich beleidigen und beschimpfen willst, so möge Dein Haß mich allein treffen, den herben Schmerz wenigstens erspare mir, der bei der Erinnerung an mein heißgeliebtes Weib meine Seele martert. Es wäre grausam, wolltest Du wissentlich diese Folterqualen mir bereiten! Ich habe meine Frau geliebt so glühend, wie ein Mann eine Frau nur lieben kann, ich habe sie auf den Händen getragen durch das Leben, und meine einzige Sorge war es, ihr jede Sorge fern zu halten. Und nun, da

sie im Grabe ruht und ihr Mund nicht mehr für mich zeugen kann, willst Du mir den Vorwurf machen, ihr Wohl und Wehe sei mir gleichgiltig gewesen? Beim Himmel, Julius, dieses Vorwurfs wegen könnte ich Dich hassen!"

Es lag etwas Stechendes in dem Blick Rodenbach's, der mit finsterem Ausdruck auf dem erregten Manne ruhte.

„Könntest Du es?" erwiderte er mit dumpfer Stimme. „Es würde meinem Wunsche begegnen, denn ich glaube, ich habe seit einer Ewigkeit Dich gehaßt."

Friedrich Wesenfeld wollte von seinem Sitze aufspringen, aber er sank auf halbem Wege wieder zurück, und nur sein starrer, glühender Blick verrieth den erschütternden Eindruck, den diese Worte auf ihn gemacht hatten.

„Und das sagst Du mir erst heute?" fragte er. „Jetzt kann ich mir Alles erklären —"

„Du kannst es nicht!" fiel Rodenbach ihm scharf in's Wort, während er die erloschene Cigarre hinauswarf. „Meine Gründe sind Dir unbekannt, und ich habe keine Veranlassung, sie Dir zu nennen. Beenden wir dies Gespräch, es wird peinlich für uns Beide. Du hast meinen Brief erhalten, in welchem ich Dich ersuchte, meine

Forderung zu decken und den Schuldschein einzulösen, der nun schon so lange in meinen Händen ist. Wann werde ich das Geld erhalten?"

„Also war es Dir Ernst mit dieser Forderung?"

„Seltsame Frage! Welchen Zweck könnte ein so alberner Scherz haben?"

Wesenfeld blickte eine Weile finster vor sich hin, dann athmete er tief und schwer auf.

„Wann?" sagte er verwirrt. „Was ich hinterlasse, ist Eigenthum meiner Tochter. Theodore würde sich genöthigt sehen, bei anderen Leuten ein Unterkommen zu suchen, denn meine Schwester Elisabeth besitzt kein Vermögen, und von Handarbeit können die Beiden sich nicht ernähren. Und wenn auf meinem Namen ein Schandfleck ruht, dann dürfte es ihr schwer fallen, ein Unterkommen zu finden."

Julius Rodenbach sah starr hinaus auf das dichte Laub, welches im Winde rauschte, und das Zucken seiner Lippen verrieth, daß er im Innern triumphirte, so ruhig nnd gleichgiltig er auch äußerlich scheinen wollte.

„Und dann hättest Du ja erreicht, was Du erreichen wolltest," fuhr Wesenfeld mit einem flammenden Blick auf den einstigen Freund fort, „Dein Haß wäre befriedigt, und wenn Du auch

die Forderung an mich quittiren müßtest, den kleinen Verlust könnte der reiche Mann leicht verschmerzen."

„Und was berechtigt Dich, mir das Alles in diesem Tone zu sagen?" fragte Rodenbach gemessen. „Habe ich denn nicht ein Recht, mein baar ausgeliehenes Geld zurückzufordern? Und wenn ich von diesem Rechte Gebrauch mache, wer kann und darf es mir vorwerfen? Du hattest Zeit genug, Dich darauf vorzubereiten, und ich werde Dir gerne auch jetzt noch eine kurze Zahlungsfrist bewilligen, wenn Du nicht in der Lage bist, die Schuld sofort tilgen zu können."

„Im Gegentheil, es war sogar meine Absicht, Deine Freundschaft noch einmal in Anspruch zu nehmen."

Rodenbach erhob rasch das Haupt, gespannte Erwartung spiegelte sich in seinen Zügen.

„Wie soll ich das verstehen?" fragte er.

„Deine Vermuthungen sind begründet," sagte Wesenfeld mit Fieberhast, indeß das Blut ihm in die Wangen schoß, „ich habe spekulirt in Aktien, und das Glück ist mir nicht hold gewesen. Es war eigentlich nicht meine Schuld, der Bankier verleitete mich, er meinte, ich müsse gewinnen, und er glaubt noch heute daran."

„Ich kenne diesen Bankier,“ sagte Rodenbach, das letzte Wort scharf und mit unbeschreiblichem Hohne betonend, „Du bist nicht der Erste, den er auf diese Bahn geführt und ruinirt hat. Und wie groß ist Dein Verlust?“

Der hagere Herr rang nach Athem, während er mit dem seidenen Tuche die nasse Stirn trocknete, von welcher der Schweiß in schweren Tropfen niederrieselte.

„Ich werde das Verlorene jedenfalls wieder einholen,“ sagte er mit bebender Stimme, „es ist nur eine momentane Verlegenheit, die mich sehr unangenehm berührt und die schlimmsten Folgen für mich haben kann. Ich war, offenherzig gesagt, etwas sehr leichtsinnig, aber mein Bankier ging auch weiter, als er durfte, er überschritt seine Vollmachten und —“

„Du suchst nach Gründen, die Dich entschuldigen könnten,“ fiel Rodenbach ihm in die Rede, „es ist nutzlose Mühe, in meinen Augen kann nichts den Hazardspieler entschuldigen. Und Dich trifft der Vorwurf doppelt, denn Du hast mit fremdem Gelde spekulirt, es war nicht Dein Eigenthum, sondern anvertrautes Gut, was Du wagtest. Ich frage Dich noch einmal, wie viel hast Du verloren?“

Wesenfeld hatte vergeblich versucht, dem Blicke des Fragenden mit unbefangener Ruhe zu begegnen, er konnte es nicht, er mußte immer wieder die Augen abwenden oder sie niederschlagen. Man sah ihm an, wie furchtbar es ihm war, diese Frage beantworten zu müssen, und neben dem Grimm darüber spiegelte sich doch auch eine namenlose Angst in seinen Zügen.

„Für einen Mann in Deinen Verhältnissen ist es nicht bedeutend," erwiderte er, „ich aber —"

„Nenne mir die Summe!"

„4000 Thaler."

„Und eine Revision der Dir anvertrauten Kasse steht nahe bevor?"

„Morgen," sagte Wesenfeld leise.

Julius Rodenbach erhob sich lachend; es war ein heiseres, höhnisches Lachen, mit dem das dumpfe Rollen des draußen unterdeß zum Ausbruch gekommenen Gewitters sich verband.

„Morgen!" wiederholte er, während er langsam auf und nieder wanderte. „So wärst Du morgen Abend ruinirt, entehrt, ein Gefangener, der nichts mehr sein eigen nennt, als die Aussicht auf das Zuchthaus!"

„Julius, diese Beleidigung diktirt Dir Dein Haß!"

„Bah, kann die Wahrheit beleidigen? Und wenn in meinen Worten für Dich ein herber Vorwurf liegt, hast Du ihn nicht verdient? Darfst Du behaupten, Dein Unglück sei unverschuldet? Und konntest Du dieses Ende nicht voraussehen schon in dem Augenblick, in welchem Du die gefährliche Bahn betratest? Wirf mir nicht vor, ich wolle Dich beleidigen, denn ich habe ein Recht, Dir diese Worte zu sagen. Du bist mein Schuldner, und statt die Schuld zu tilgen, kommst Du zu mir, um abermals meine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Und was zwingt Dich zu diesem Schritte, der Dich demüthigen und die Schamröthe Dir auf die Wangen treiben muß? Dein eigener unverantwortlicher Leichtsinn, die Furcht vor dem Zuchthause."

Der hagere Mann hatte trotzig das Haupt zurückgeworfen, sein Antlitz zeigte einen entschlossenen Ausdruck.

„Ich kenne keine Furcht," entgegnete er, „für meine eigene Person bangt mir nicht, nur der Gedanke an meine Tochter, an mein einziges Kind macht mir Sorge. Ich wüßte wohl einen Weg, auf dem ich für meine eigene Person allen Folgen mich entziehen könnte, und ich habe den Muth, diesen Weg zu gehen —"

„Nennst Du das Muth?“ spottete Rodenbach. „Ich nenne es Feigheit, wenn man den Folgen seiner Handlungen nicht die Stirne bietet. Die ganze Sache mit einem Schuß zu beenden, ist ein wohlfeiles Auskunftsmittel, aber die Schande bleibt dem Selbstmörder darum doch nicht erspart.“

„Du aber könntest sie mir ersparen!“ rief Wesenfeld erregt. „Nach der Kassenrevision gebe ich Dir das Geld zurück —“

„Und was soll später werden?“

„Später? Ich werde dafür sorgen, daß der Verlust ersetzt wird!“

„Die Hoffnung des Hazardspielers!“ sagte Rodenbach verächtlich. „Du wirst weiter spekuliren und noch mehr verlieren, die Bahn, auf der Du wanderst, muß zum Abgrund führen.“

„Und doch ist auf dieser Bahn so Mancher reich geworden!“

„Mancher? Ich glaube es nicht, und dem, der es wirklich wurde, brachte der Reichthum keinen Segen. Auf dem also erworbenen Gelde ruht der Fluch Derjenigen, die darum betrogen worden sind, und meistens sind die Betrogenen Solche, die ein kleines Vermögen sauer erworben und erspart hatten. Aber es ist nutzlos, daß man dies Denjenigen sagt, welche die Leidenschaft

des Hazardspiels erfaßt hat, sie wollen's nicht einsehen, und bessern kann man sie nicht."

„Nutzlos und daneben grausam ist es allerdings, einem Unglücklichen Moral predigen zu wollen, dem der Strick bereits die Kehle zuschnürt," sagte Wesenfeld bitter. „Hätte ich diesen Empfang ahnen können, so würde ich nicht gekommen sein."

„Weshalb zogst Du nicht vor, zu Deinem Schwager zu gehen?"

„Zu dem Hauptmann von Haldern? Du weißt, auf welchem Fuße ich mit ihm stehe, er wäre der Letzte, der einen Pfennig dazu beisteuerte, um mich vor der drohenden Schande zu bewahren."

„Du bist der Mann seiner Schwester —"

„Und er hat seiner Schwester niemals vergeben können, daß sie die Mesalliance einging. Er hat sogar sich geweigert, ihrer Leiche das letzte Geleit zu geben, und ich, auf dem sein Haß in demselben Maße ruht, sollte hoffen dürfen, daß er mir in dieser Verlegenheit beistehen werde? Und aufrichtig gesprochen, erlaubt mir auch mein Stolz nicht, diesem Manne ein solches Geständniß zu machen."

„Das ist es!" erwiderte Rodenbach herb. „Der

Stolz läßt eine ernste und aufrichtige Reue nicht aufkommen, man schämt sich, seinen Leichtsinn zu gestehen, und so lange man dies thut, bereut man ihn nicht."

„Wirf mir das Alles vor, ich will dazu schweigen, aber hilf mir!" sagte Wesenfeld mit wachsender Erregung; „mir liegt die Kohle auf dem Fuß, und ich habe keinen Freund außer Dir. Wenn ich jetzt auch die Ueberzeugung erhalten muß, daß ich auf Deine Freundschaft nicht mehr bauen darf, so zwingen mich trotz alledem die Verhältnisse, Dich um Hilfe zu bitten. Und Du wagst dabei gar nichts, Julius, ich werde Dir morgen Abend das Geld zurückgeben und will auch dafür sorgen, daß die alte Schuld gedeckt wird."

Rodenbach war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben, ein blendender Blitzstrahl beleuchtete für einen kurzen Moment sein Antlitz, und Wesenfeld sah, daß es todesbleich war.

„Ich will Dir erklären, weshalb ich Dich hasse und weshalb ich trotz dieses Hasses Dir helfen muß," erwiderte er mit zitternder Stimme, deren heiserer Klang die gewaltige Aufregung verrieth, die in seinem Innern tobte. „Bleibe ruhig sitzen und unterbrich mich nicht. Ich habe

vorausgesehen, daß dieser Augenblick kommen mußte, und konnte mich niemals entschließen, mich auf denselben vorzubereiten, die Erinnerungen, die ich zu diesem Zweck hätte wecken müssen, waren mir zu unangenehm. Nun denn, zur Sache!“

Er stützte sich auf die Lehne des Sessels, in welchem er vorher gesessen hatte, und in dem Blick, den er auf seinen Gast heftete, lag ein seltsames Gemisch von schmerzlicher Wehmuth und verhaltenem Groll, es gehörte kein scharfer Blick dazu, um zu erkennen, daß er in diesem Augenblick mit dem Schicksal haderte, mit dem Schicksal, welches wohl mit Glücksgütern ihn gesegnet, dafür aber die Erfüllung seines höchsten Wunsches ihm versagt hatte.

„Wir waren in unserer Jugend treue Gefährten,“ fuhr er fort, „wir haben treu zu einander gehalten und auch oft wegen einer Kleinigkeit uns mit einander überworfen, wie das denn zwischen Freunden fast unvermeidlich ist. Wir wählten Beide die Laufbahn des Kaufmanns, und wenn Du auf dieser Bahn nichts erreichtest, indeß ich mir Reichthum erwarb, so mag die Schuld wohl daran gelegen haben, daß es Dir an der nöthigen Energie mangelte —“

„Und an den Mitteln!“

„Reiche Mittel besaß ich auch nicht —“

„Aber das Glück begünstigte Dich!“

„Zugegeben! Und nun unterbrich mich nicht mehr,“ sagte Rodenbach, die Brauen zusammenziehend. „Auf einer Landparthie lernten wir Beide Klara von Haldern kennen. Fahre nicht auf, bleibe sitzen, Friedrich, meine Mittheilungen werfen auf Klara keinen Schatten. Wir sahen sie öfter, und was ich Dir nie gesagt habe, das sage ich Dir jetzt: Ich habe Klara geliebt, so innig, so glühend, wie nur ein Menschenherz lieben kann. Das mag Dich überraschen, und doch hättest Du es ahnen, wissen können, wenn Du es verständest, das Seelenleben eines Menschen zu beobachten.“

Er machte eine Pause und strich mit der Hand über die Stirne.

„Klara erwiderte meine Liebe nicht,“ fuhr er fort, „und fast schien es mir, als ob man ihr Mittheilungen über mich gemacht habe, die geeignet waren, eine Neigung für mich im Keime zu ersticken. Schlage die Augen nicht nieder, ich mache Dir heute keinen Vorwurf mehr, wenn Du auch wirklich solche Mittel benützt hättest, um Dir die Liebe Klara's zu sichern, so habe

ich schon damals Dir vergeben. Das Menschenherz läßt sich ja nicht zwingen, und als ich erkannte, daß das Herz Klara von Haldern's Dein eigen war, da zog ich mich zurück, nicht Deinetwegen, sondern weil das Glück und der Frieden Klara's mir über Alles gingen. Ob Deine Liebe so selbstlos war, daß Du ihr das eigene Glück hättest opfern können, ich weiß es nicht; die späteren Erfahrungen lassen es mich bezweifeln. Klara gab Dir das Jawort, sie wurde Deine Frau, damit war für mich die letzte Hoffnung auf Erfüllung meines höchsten Wunsches verloren."

„Du hast später eine Andere geheirathet," schaltete Wesenfeld ein, auf den diese Mittheilungen keinen tieferen Eindruck zu machen schienen.

„Und daraus willst Du ohne Zweifel den Schluß ziehen, daß ich mich getröstet habe! Ich heirathete die Wittwe Vorster nicht aus Liebe, sondern aus Mitleid, und ihr Sohn aus erster Ehe hat mir dafür niemals Dank gewußt. Aber das berührt unsere Angelegenheit nicht. Ich konnte Klara von Haldern nicht vergessen, die Liebe zu ihr wurzelte zu tief in meiner Seele. Du warst der Liebe dieses edlen, reinen Wesens nicht würdig —"

„Julius, ich sage Dir noch einmal, verschone mich mit Behauptungen, die jeder Begründung entbehren!“

Ein ironisches Lächeln umzuckte die Lippen Rodenbach's.

„Die Resultate meiner Beobachtungen ruhen auf zu festen Fundamenten, als daß Du sie umstoßen könntest,“ sagte er. „Du warst ihrer Liebe nicht werth. Du sagst, Deine einzige Sorge sei es gewesen, ihr jede Sorge fern zu halten, und doch war ihr Leben nur eine Kette von Sorgen. Glaubst Du denn, sie habe nicht erfahren, was damals Dich zwang, Dein Geschäft zu quittiren und den untergeordneten Posten eines Kassirers zu übernehmen? Glaubst Du, sie habe nie eine Ahnung gehabt von den Geschäften, die Du an der Börse machtest? Sie war eine zu kluge, zu scharf blickende Frau, als daß ihr dies Alles hätte geheim bleiben können. Und wie oft mögen in schlaflosen Nächten Thränen ihre schönen Augen getrübt haben!“

Wesenfeld hatte sich von seinem Sitz erhoben, mit drohend zusammengezogenen Brauen sah er den einstigen Freund finster an.

„Daß ich mir das Alles von Dir sagen lassen muß!“ grollte er, und so schwer es ihm auch

wurde, seiner Aufregung zu gebieten, bewahrte er doch die äußere Ruhe. „Du hast kein Recht, mir diese Vorwürfe zu machen, aber Du denkst, ich müsse dazu schweigen meiner drückenden Lage wegen. Dächte ich nicht an mein armes Kind, so würde ich längst dieses Haus verlassen haben, um es nie wieder zu betreten."

„Und Du hättest allein den Schaden davon," erwiderte Rodenbach. „Trotziger Stolz geziemt Dir nicht mehr, seitdem Du Deine Ehre in den Staub getreten hast."

„Diesen Vorwurf darfst Du mir nicht machen!"

„Bist Du nicht entehrt, wenn ich Dir das Geld nicht gebe? Und —"

„Mach' ein Ende," sagte Wesenfeld ungeduldig, „willst Du mir das Geld leihen, so thue es, und damit basta!"

Gedankenvoll blickte Rodenbach hinaus in den strömenden Regen, und wieder zuckte jener schmerzlich wehmüthige Zug über sein bleiches Antlitz.

„Damals hätte ich in gewissem Sinne Rache nehmen können für die Mißgunst des Schicksals," versetzte er; „brach der Bankerott aus, so wart ihr Beide unglücklich. Aber es wäre eine unedle, niedrige Rache gewesen, und ich liebte Klara zu sehr, als daß ich ihr nur eine einzige böse

Stunde hätte wünschen können. Du ersuchtest mich um das Darlehen und ich gab es Dir; Dank habe ich dafür nie geerntet, ich rechnete auch nicht darauf. Und wenn ich heute noch einmal Dir helfe, so thue ich es auch nur deshalb, weil Klara von Haldern Deine Gattin gewesen ist, und weil die Erinnerung an sie mich weich gestimmt hat. Nur aus diesem Grunde helfe ich Dir, es ist das letzte Mal."

„Du wagst dabei nichts," erwiderte Wesenfeld ironisch, „ich werde Dir nach der Revision das Geld sofort zurückgeben."

„Und wäre damit Dir geholfen? Kann nicht nach vierzehn Tagen abermals eine Revision angeordnet werden, ohne daß Du vorher Kenntniß davon erhältst? Ich verzichte darauf, aber noch einmal sage ich Dir, es ist das letzte Mal!"

„Und das heißt mit anderen Worten: Ueberschreite fortan meine Schwelle nicht mehr!"

„Auf diesen schroffen Standpunkt stelle ich mich nicht, ich meine, es müsse Dir selbst unangenehm sein, mit dem Manne zu verkehren, der Dir so offen bittere Wahrheit gesagt, Dir gezeigt hat, daß er Dich nicht mehr achten kann. Magst Du Haß auf mich werfen dieser Worte wegen, ich muß sie Dir sagen, meine Achtung hast Du ver-

scherzt durch den Leichtsinn, mit welchem Du Ehre und Lebensglück Deiner Familie dem Zufalle preisgabst. Und nun genug! Viertausend Thaler sagtest Du?"

„Ja," nickte Wesenfeld, um dessen fest auf einander gepreßte Lippen Haß und Trotz zuckten.

„Ich habe das Geld nicht hier — wann mußt Du es haben?"

„Heute Abend."

Rodenbach trat näher an's Fenster und blickte auf seine Uhr.

„Die Kasse meines Bankiers ist freilich schon geschlossen," sagte er, „aber wenn der Kassirer noch nicht fortgegangen ist, werde ich das Geld erhalten."

„Ich würde Dir diese Mühe gern ersparen, aber —"

„Es ist keine Mühe für mich, und ich glaube, es wäre am kürzesten und einfachsten, wenn Du mich begleiten wolltest."

„Ich bin bereit, aber ich werde nicht mit Dir in das Haus des Bankiers gehen, es braucht Niemand zu erfahren, daß ich Geld von Dir erhalten habe."

„Noch dazu am Tage vor der Revision Deiner Kasse," erwiderte Rodenbach in sarkastischem Tone.

„Deine Beleidigungen sind empörend!“ rief Wesenfeld in leidenschaftlicher Aufwallung. „Du sagst mir Grobheiten, die ich niemals vergessen werde, ja es hat fast den Anschein, als ob Du meinen Haß herausfordern wolltest!“

„Deinen Haß?“ sagte Rodenbach achselzuckend. „Ich fürchte ihn nicht, mit welchen Waffen er auch kämpfen mag, ich kann sie ihm entreißen.“

Schon bei den Worten Wesenfeld's war eine kleine bejahrte Frau mit einer brennenden Lampe eingetreten und betroffen über den Wortwechsel an der Thüre stehen geblieben.

Sie stellte jetzt die Lampe auf den Tisch und warf dabei einen forschenden Blick auf den Gast ihres Herrn, in dessen Haltung sie eine drohende Herausforderung finden mußte.

„Ich werde ausgehen, Louise,“ sagte Rodenbach ruhig, „wenn Georg kommen sollte, so soll er nicht auf mich warten.“

Die Haushälterin entfernte sich schweigend, Rodenbach ging in das anstoßende Zimmer und kehrte nach einigen Minuten mit dem Hut auf dem Kopfe und zwei Regenschirmen in der Hand zurück.

„Du kannst Deinen Stock hier lassen und ihn morgen gegen den Schirm umtauschen,“ wandte

er sich zu Wesenfeld, „wir können nicht warten, bis das Unwetter draußen ausgetobt hat, hängt doch jetzt die Erfüllung Deines Wunsches nur noch davon ab, daß wir den Kassirer noch antreffen. Und nun vorwärts!“

Wesenfeld nahm Hut und Schirm und folgte dem Manne, der ihn tödtlich beleidigt und dennoch sich bereit erklärt hatte, ihn vor der Schande zu bewahren.

Kurz darauf wurde an demselben Hause abermals die Glocke gezogen und die Haushälterin ließ einen jungen, elegant gekleideten Herrn ein, dem durch die halb geöffnete Thüre ein Regenguß folgte.

„Man könnte sich zu dem Glauben versucht fühlen, daß eine neue Sündfluth hereinbrechen wolle,“ sagte er lachend, nachdem er den triefenden Schirm in den Ständer gestellt hatte. „Papa ist doch nicht draußen, Louise?“

„Soeben ausgegangen,“ antwortete die Haushälterin mit lakonischer Kürze.

„Bei diesem Hundewetter?“

„Und noch dazu in einer Gesellschaft, Herr Georg, die ihm vielleicht eben so unangenehm war wie das Wetter.“

Der junge Mann strich mit der Hand über

den blonden Vollbart und sah die Frau erstaunt an.

„Woraus schließen Sie, daß es für ihn eine unangenehme Gesellschaft war?“ fragte er.

„Herr Wesenfeld war hier, mit ihm ist er ausgegangen.“

„Mit diesem Herrn ist er befreundet —“

„Er war es wahrscheinlich nie,“ sagte die Haushälterin rasch. „Wenn er sich auch den Anschein gegeben hat, als ob er mit ihm befreundet sei, so ist er es doch vielleicht nie gewesen. Ich habe das längst gewußt, und heute Abend ist der letzte Zweifel geschwunden. Ich werde nie den glühenden Blick vergessen, mit dem Wesenfeld Ihrem Vater drohte! In diesem Blick lag ein Haß, den nur die völlige Vernichtung der gehaßten Person befriedigen kann.“

Georg stand in Nachdenken versunken, diese Mittheilungen überraschten ihn in hohem Grade.

„Und welche Ursache könnte diesem Haß zu Grunde liegen?“ fragte er in zweifelndem Tone.

„Eine sehr einfache. Wesenfeld schuldet Ihrem Herrn Vater Geld, und ich glaube, es ist eine bedeutende Summe. Herr Rodenbach hat dieses Geld zurückgefordert, und es ist darüber zu heftigen Worten gekommen. Die finanziellen Ver-

hältnisse Wesenfeld's sind zerrüttet, er wollte eine neue Anleihe machen, ich hörte etwas von einer Revision der Kasse —"

„Sie haben gelauscht, Louise," fiel der junge Mann ihr vorwurfsvoll in die Rede.

„That ich es, so geschah es im Interesse Ihres Herrn Vaters, und gewissermaßen wurde ich dazu gezwungen durch die lauten, heftigen Worte, die auf beiden Seiten fielen. Ich hätte lieber gesehen, wenn Herr Rodenbach nicht mit dem Manne gegangen wäre, aber durfte ich denn warnen und abrathen?"

„Und wissen Sie, wohin die Beiden gegangen sind?"

„Nein, aber ich glaube es vermuthen zu können. Herr Rodenbach ist ja die Güte selbst; er wird noch einmal helfen wollen und aus diesem Grunde zu seinem Bankier gegangen sein, um das Geld zu holen."

„Trotz des glühenden Hasses, den Wesenfeld nach Ihrer Ueberzeugung gegen meinen Vater hegt?" erwiderte Georg mit ungläubigem Kopfschütteln.

„Es kann auch sein, daß ich mich irre, aber Sie wissen ja, wie gutmüthig Ihr Herr Vater ist."

„Und ich weiß auch, wie fest er sein kann gegenüber Denen, die seine Güte mißbrauchen."

„Sie denken an Ihren Stiefbruder!"

„Allerdings, und ich frage Sie, ob meine Behauptung unbegründet ist! Hugo hat von der Festigkeit meines Vaters Beweise erhalten, er darf dieses Haus nicht mehr betreten und sich eben so wenig der Hoffnung hingeben, daß sich die Gesinnungen meines Vaters gegen ihn jemals ändern werden."

„Wenn er die leichtsinnige Bahn verläßt —"

„Auch dann nicht! Und daß er sie verlassen wird, darf man nicht erwarten. Es liegt zu viel gegen ihn vor, was ihm die Liebe oder, wenn er diese nicht besessen hat, so doch die Achtung meines Vaters entzogen hat. Es ist nicht seine Lebensweise allein, es ist auch —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," entgegnete die Frau, als Georg abbrach. „Traurig genug, daß der junge Herr Ihrem Vater so vielen Aerger und Kummer bereitet hat. Er hätte es auch besser haben können, aber er wollte nicht. Ihr Herr Vater hat hinterlassen, Sie sollten nicht auf ihn warten. Vielleicht kommt er spät nach Hause —"

„Und warten könnte ich auch nicht," sagte der junge Mann hastig, während er auf das Fenster

zuschritt und die Hand hinaus hielt. „Der Regen hat nachgelassen, so will ich denn die Pause benützen, vielleicht komme ich auch nicht früh heim, ein Kollege hat mich eingeladen.“

„Machen Sie sich deshalb keine Sorgen, Herr Baumeister,“ erwiderte die Haushälterin lächelnd, „Ihr Herr Vater weiß ja, daß er Ihretwegen ruhig sein darf, Sie machen ihm keine Sorgen.“

„Wenn er sich deren machte, so wären es unnütze Sorgen,“ sagte Georg in scherzendem Tone, „aber das Alter ist ja immer ängstlich. Und nun gute Nacht.“

Er drückte ihr die Hand und eilte in die Dunkelheit hinaus, und hinter ihm schloß die alte Frau die Thüre.

2.

Georg Rodenbach war mit seinem Stiefbruder zerfallen, seitdem sein Vater demselben das Haus verboten hatte; das Zerwürfniß hätte ohnedies über kurz oder lang kommen müssen, denn die Wege der Beiden gingen zu weit auseinander.

Hugo Vorster, der Stiefsohn Rodenbach's, war eine jener problematischen Naturen, die vom Schicksal verlangen, daß es sie auf glatten Bahnen durch das Leben führe, die über jeden Stein, an den sie stoßen, mit dem Geschick hadern, aber niemals daran denken, daß es ihre Pflicht sei, solche Steine zu beseitigen.

Er hatte in seiner Jugend nichts gelernt, oder gar, besser gesagt, das Gelernte wieder vergessen, die Arbeit liebte er nicht, und er besaß auch nicht Vermögen genug, um mit den Zinsen desselben seine Bedürfnisse bestreiten zu können.

Und die Ansprüche, die er in dieser Beziehung

machte, waren nichts weniger als bescheiden, er führte die Lebensweise eines vornehmen Verschwenders, und außer ihm selbst wußte und begriff Niemand, woher er die Mittel nahm, die dazu erforderlich waren. Mit seinen Angehörigen hatte er sich überworfen, Julius Rodenbach hatte dem Stiefsohne das Haus verboten, und Georg kam seitdem selten oder gar nicht mehr mit ihm in Berührung.

Georg verkehrte in den Kreisen nicht, die sein Bruder zu besuchen pflegte, und wenn irgend ein Zufall sie zusammenführte, so wichen sie einander aus, Alles vermeidend, was die Kluft zwischen ihnen überbrücken oder erweitern konnte.

So geschah es auch heute Abend. Ein Kollege Georg's hatte seine Freunde zu einem Souper eingeladen, und Hugo Vorster befand sich unter den Geladenen.

Der junge Herr war der Letzte, der erschien, und der Ausdruck seines bleichen, verlebten Gesichts ließ sofort erkennen, daß die Anwesenheit seines Stiefbruders ihm nicht angenehm war. Er erwiderte den Gruß desselben kaum und wechselte auch an diesem ganzen Abend kein Wort mit ihm.

Den Gästen fiel das weiter nicht auf, sie

kannten ja die Sachlage, und das Fest wurde dadurch nicht getrübt.

Angenehm war für Georg dieses Verhältniß nicht, er empfand das auch heute Abend, und früher, als er es sonst zu thun pflegte, verabschiedete er sich, um den Heimweg anzutreten.

Einige Freunde baten ihn, noch länger zu bleiben, er schützte Kopfweh vor und ging.

Auf diesem Heimwege wurden alte, halbvergessene Erinnerungen wieder lebendig in seiner Seele.

Er gedachte seiner sanften Mutter und des seltsamen Verhältnisses zwischen ihr und dem Vater. Er war ihr gegenüber stets freundlich und selbst galant, wie es ein Ehegatte seiner Gattin gegenüber selten zu sein pflegt, und trotzdem lag in seinem Benehmen immer eine zurückstoßende Kälte.

Was die Beiden für das ganze Leben an einander gekettet hatte, war nicht das unlöslich und ewig fesselnde Band der Liebe gewesen, und dennoch hatte niemals ein Mißton die wenigstens nach außen hin unzweifelhafte Harmonie dieser Ehe gestört.

Nur einmal hatte sein Vater eine Aeußerung gemacht, die auf diese Ehe Bezug nahm und dem

Knaben viel zu denken gab, eine Aeußerung, aus der gewissermaßen hervorging, daß er die damalige junge, schöne Wittwe aus Mitleid geheirathet hatte.

Sie war unbemittelt, auf die Arbeit ihrer Hände angewiesen, wenn sie die Subsistenzmittel für sich und ihr Kind beschaffen wollte, und er — nun er suchte derzeit vielleicht eine Haushälterin, und der Zufall führte ihn mit dieser jungen Wittwe zusammen.

Wie sich das Alles gemacht hatte, darüber konnte Georg nie etwas Sicheres erfahren, und es kam noch so manches Andere hinzu, was ihn irre machte und ihm die Lösung des Räthsels erschwerte.

Er erinnerte sich der schönen Dame, zu der sein Vater immer mit inniger Verehrung emporschaute, jener Frau Wesenfeld, die dann und wann gekommen und stets so bleich, so traurig gewesen war.

Der scharfe Blick des Kindes hatte bald bemerkt, daß es zwischen dem Vater und dieser Dame ein Geheimniß gab, welches nicht die Mutter und auch kein Anderer erfahren und ergründen durfte. Aber welcher Art auch dieses Geheimniß sein mochte, die freundschaftlichen Beziehungen

der beiden Familien zu einander wurden dadurch nicht getrübt.

Und was ihn selbst und seine eigene Jugend betraf, so mußte er seinen Eltern aus tiefstem Herzen dankbar sein für alles Gute, was er genossen hatte.

Und wenn Hugo Vorster gerecht sein wollte, so mußte auch er zugeben, daß er in dem Hause seines Stiefvaters nur Liebe gefunden hatte.

Dankbar war er allerdings für diese Liebe nie gewesen, aber daß er sie genossen hatte von Allen, mit denen er in Berührung gekommen war, konnte und durfte er nicht leugnen.

Vielleicht hatte der Stiefvater es an der nöthigen Strenge fehlen lassen, vielleicht auch hätte er ihn schärfer bewachen müssen; der schlechten Gesellschaft, in die Hugo später gerieth, konnte auch nicht alle Schuld allein aufgebürdet werden.

An dies Alles dachte Georg, und er entsann sich dann der Mittheilungen, welche die Haushälterin ihm gemacht hatte.

Es mußte ihn befremden, daß zwischen seinem Vater und dessen Freunde ein so heftiger Wortwechsel stattgefunden haben sollte, und dies vielleicht einer unbedeutenden Geldsumme wegen, wie Louise vermuthete.

Es mußte ihn um so mehr befremden, weil er die Ruhe seines Vaters kannte, der sich so leicht nicht aus der Fassung bringen ließ, am wenigsten dann, wenn es sich um materielle Fragen handelte.

Und es war auch überflüssig, daß er seinen Vater um die Ursache dieses Wortwechsels befragte, denn abgesehen davon, daß er dadurch der Haushälterin Unannehmlichkeiten bereitete, durfte er auch erwarten, daß er keine Antwort erhielt.

So weit war er in seinem Ideengange gekommen, als eine barsche, rauhe Stimme ihn aus seinem Sinnen weckte.

Er stand vor einem kleinen hübschen Landhause, durch dessen Fenster helle Lichtstrahlen auf den wunderbar prächtigen Rosenflor des Gartens fielen.

Georg kannte dieses Haus, es gehörte einem pensionirten Offizier, einem Herrn von Haldern, den man in der Regel nur den tollen Hauptmann nannte. Er bewohnte das Haus allein mit einem alten Diener, und in der Blüthezeit der Rosen sah man die beiden Grauköpfe vom frühen Morgen bis zum Abend im Garten beschäftigt.

Besuche empfing der Hauptmann nie, man

sagte, er sei ein Menschenfeind, und Thatsache war es, daß Mancher, der den Versuch gemacht hatte, sich ihm zu nähern, grob abgefertigt worden war.

Jakob, der alte Diener, hatte strengen Befehl, Niemand einzulassen, das eiserne Gitterthor, welches geöffnet werden mußte, wenn man durch den Garten in's Haus gehen wollte, blieb oft Tage lang geschlossen.

Es kam häufig vor, daß vor diesem Thor Personen standen, die mit Bewunderung und Entzücken den Rosenflor betrachteten, aber niemals war eine dieser Personen von dem Hauptmann oder dessen Diener in freundlicher Weise angeredet worden.

Und freundlich klang auch die Stimme des Hauptmanns jetzt nicht, aber es lag doch etwas Bittendes in dem Tone, und es war ja schon an und für sich ein Ereigniß, daß der Misanthrop einen Fremden anredete:

„Sie da, mein Herr!"

Georg war stehen geblieben, sein Blick ruhte erwartungsvoll auf der hohen hageren Gestalt, die in dem offenen Thore stand.

„Würden Sie mir einen Gefallen erzeigen, wenn ich Sie darum bäte?" fragte der Haupt-

mann, und in dem Tone, den er jetzt anschlug, spiegelte sich die Zuversicht, mit der er eine bejahende Antwort erwartete.

„Wenn es in meiner Macht liegt, weshalb sollte ich nicht gerne die Bitte erfüllen?“ erwiderte Georg.

„Sehr gut, junger Herr! Mein Diener ist gefallen, er kann nicht gehen, und ich bin mit ihm allein in diesem Hause; wenn Sie nun so freundlich sein und einen Arzt rufen wollten, so würden Sie mich dadurch sehr verbinden.“

„Gewiß — wünschen Sie, daß ich einen bestimmten Arzt rufe, oder ist es Ihnen gleichgiltig —“

„Einerlei, welcher kommt!“ sagte der Hauptmann hastig, dann trat er vom Thore zurück, welches er wieder schloß.

Luxuriös war das Haus im Innern nicht eingerichtet, im Gegentheil, man mußte die Ausstattung einfach nennen, aber bei dieser Einfachheit war sie geschmackvoll; so wie es war, paßte Alles zusammen, und die Harmonie des Ganzen machte einen wohlthuenden Eindruck.

Herr von Haldern trat in ein Gemach des Erdgeschosses, in welchem sein alter Diener auf einem mit Ledertuch überzogenen Sopha lag.

„Wir werden's nun bald wissen," sagte er, „der Doktor muß sogleich hier sein."

Der alte Mann mit dem treuherzigen Gesicht sah seinen Herrn wehmüthig ernst an und schüttelte das graue Haupt.

„Werde wohl am besten mich in's Lazareth legen, Herr Hauptmann," erwiderte er, „der Fuß ist gebrochen."

„Unsinn, Jakob, nur verstaucht!"

„Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann —"

„Verstaucht, Jakob — verstanden!"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

Herr von Haldern drehte an den Spitzen seines grauen Schnurrbartes und heftete die blitzenden Augen fest auf den alten Mann, wie wenn er ihn fragen wolle, ob er noch immer wage, gegen diese Ansicht zu protestiren.

„Na, es wird bald vorüber sein," sagte er begütigend, „nur den Kopf oben halten und auf die Zähne beißen, Jakob!"

Der Schein der Lampe fiel jetzt voll auf das hagere, scharf markirte Antlitz des Hauptmanns, eine breite, rothe Narbe zog sich quer über die Stirne, und buschige Brauen beschatteten die Augen, deren leuchtendes Blitzen ungeschwächte Lebenskraft verrieth. Mochte auch der Körper

alt geworden sein im Laufe der Jahre und in den Strapazen des letzten Feldzuges, die Seele war noch jung, der Wille noch fest und unbeugsam, das mußte Jeder erkennen, der in diese Augen hineinblickte.

„Es hätte schlimmer kommen können, Jakob," nahm er noch einmal das Wort, „und vom Lazareth will ich nichts wissen."

„Schlimm genug, Herr Hauptmann! Werde Ihnen hier zu viele Last machen. Und was soll's werden mit Ihnen? Ohne Bedienung können Sie nicht sein, und wer soll das jetzt übernehmen?"

Herr von Haldern hatte die Hände auf den Rücken gelegt, er wanderte langsam auf und nieder, und seine hohe Stirne zog sich leicht in Falten, so weit eben die breite Narbe dies zuließ.

„Der Soldat muß sich in jede Lage finden können," sagte er.

„Im Kriege, Herr Hauptmann, halten zu Gnaden, aber wenn man's bequem haben kann, so wär' man ein Thor, wollt' man's sich unbequem machen. Schicken Sie mich in's Lazareth und nehmen Sie einen andern Diener, später, wenn ich wieder mobil bin, sehen wir dann, wie es weiter werden soll."

Der alte Herr schüttelte ablehnend das graue Haupt.

„Vielleicht würde Fräulein Theodore Wesenfeld es übernehmen, für ihren Herrn Onkel zu sorgen, so lange ich das nicht vermag," versetzte Jakob, und sein Blick streifte dabei forschend das Antlitz des Hauptmanns. „Das wäre wohl das beste Auskunftsmittel —"

„Ja, für diese Leute, nicht aber für mich!" fiel Herr von Haldern ihm heftig in's Wort. „Sie würden gewiß gerne allesammt hier sich einnisten, um mir nachher noch den Vorwurf machen zu können, daß sie mir ein Opfer gebracht hätten."

„Wenn Fräulein Theodore allein hierher käme —"

„Wo Theodore ist, da ist auch ihr Vater und ihre Tante, ich könnte ja diesen Beiden nicht verbieten, mein Haus zu betreten, wenn ich es dem Mädchen erlaubt hätte."

„Herr Wesenfeld würde gewiß selbst so viel Takt haben, von dieser Erlaubniß für sich keinen Gebrauch zu machen."

Der Hauptmann war stehen geblieben, ein spöttisches Lächeln umzuckte seine Lippen.

„Und weißt Du denn noch immer nicht, daß

den Groll, den ich gegen diesen Mann hege, nichts besiegen kann?" sagte er, das Haupt trotzig erhebend. „Hast Du denn noch immer nicht die Ueberzeugung gewonnen, daß alle Worte, die zu seiner Vertheidigung und Rechtfertigung gesprochen werden, in den Wind gesprochen sind?"

„Und doch war die Gemahlin dieses Mannes, die Mutter Theodore's, eine Freiin von Haldern," grollte der Diener. „Solche Feindschaft gegen meine Schwester und deren Angehörige hätte ich —"

„Schweige!" rief der alte Herr zornig. „Es sind Worte genug darüber gewechselt worden, und es kommt Dir nicht zu, meine Handlungen und Anschauungen zu kritisiren."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann! Dachte dabei nur an Ihr Wohl."

„Ich weiß das, Jakob," fuhr Herr von Haldern in freundlichem Tone fort, „ich kenne Dein treues Herz und trage die felsenfeste Ueberzeugung in mir, daß diese Treue niemals erschüttert werden kann. Aber Du mußt auch wissen, daß meine Entschlüsse feststehen, und daß ich für Alles, was ich thue, triftige Gründe habe."

„Auch für diesen Haß, Herr Hauptmann?"

„Ja, auch für ihn! Und nun laß es gut

sein, forsche nicht weiter, geschehene Dinge lassen sich nimmer ungeschehen machen, und stets muß das Ende die Last tragen."

Herr von Haldern ging nach diesen Worten hinaus, um das Thor zu öffnen und den Arzt einzulassen.

Georg begleitete den Letzteren, und der Hauptmann fand gegen diese Begleitung nichts einzuwenden, wenn er auch gleichwohl bei dem Eintritt in das Erkerzimmer die Brauen wie im Unmuth zusammenzog.

„Herr Doktor Warner," stellte Georg den jungen Arzt vor, mit dem er befreundet war. „Ich habe mir die Freiheit genommen, ihn zu begleiten, um meine Dienste Ihnen zur Verfügung zu stellen, für den Fall, daß Sie derselben bedürfen."

„Und mit wem habe ich die Ehre?" fragte der alte Herr, dessen prüfender Blick freundlicher wurde.

„Baumeister Georg Rodenbach."

„Ein Sohn des Herrn Julius Rodenbach?"

„Aufzuwarten."

„Na, ich brauche mich wohl nicht vorzustellen, den alten Sonderling kennt ja die ganze Stadt, und wie man über mich spricht und urtheilt, ist

mir außerordentlich gleichgiltig. Haben Sie die Güte, mir zu folgen, Herr Doktor, mein Diener war nach dem Gewitter im Garten und ist auf einer Treppenstufe ausgeglitten. Ich vermuthe, der Fuß ist verrenkt."

Der Arzt folgte dem alten Herrn, und nach kurzer Untersuchung erklärte er ihm, daß nicht eine Verstauchung, sondern ein Knochenbruch vorliege, und am nächsten Tage ein Gypsverband angelegt werden müsse.

Herr von Haldern verhehlte nicht, daß diese Mittheilung ihn sehr unangenehm berührte, aber in das Unabänderliche mußte man sich fügen, und so folgte er denn unverzüglich dem Beispiele Georg's, der dem Arzte beim Anlegen des ersten Verbandes hilfreiche Hand leistete.

„Und wenn ich nun noch etwas für Sie thun kann, so bitte ich Sie, mir's zu sagen," nahm Georg das Wort, als er im Verein mit dem Freunde von dem Hauptmann Abschied nahm. „Sie sind allein, und die Pflege des Kranken wird Ihnen nur Last und Sorgen verursachen —"

„Und einen Freund, auf dessen Beistand ich vertrauen dürfte, besitze ich nicht," fiel der alte Herr ihm in die Rede. „Sie haben Recht, und ich sage Ihnen einstweilen meinen besten Dank

für die freundliche Bereitwilligkeit, mit der Sie Ihre Dienste mir zur Verfügung stellen. Aber einen Plan für die nächste Zukunft kann ich in diesem Augenblick noch nicht entwerfen, und so muß ich Sie bitten, mir morgen die Ehre Ihres Besuchs zu erzeigen, damit ich in aller Ruhe mit Ihnen berathen kann."

Georg sagte bereitwillig zu und verließ mit dem Arzte das Haus.

„Ich werde Dich bis zu Deiner Wohnung begleiten," nahm der Doktor draußen das Wort, „der Umweg ist nicht bedeutend und die Nacht wunderbar schön. Und für den neuen Patienten, den ich Deiner Freundschaft verdanke, bin ich Dir sehr verbunden," fuhr er in scherzendem Tone fort, „die Praxis eines jungen Arztes hängt ja in der Regel von einem glücklichen Zufall oder der Protektion guter Freunde ab."

„Hält es auch Dir so schwer, hineinzukommen?" fragte Georg.

„Und weshalb sollte es mir besser ergehen, wie meinen Collegen, die ja dieselben Erfahrungen machen mußten?"

„Der neue Patient wird Dir nur leider keinen Vortheil für die Zukunft bringen."

„Wer kann das wissen! Herr von Haldern hat

sein Haus Dir geöffnet, schon das wird Aufsehen erregen. Man wird die Ursache dieses unerwarteten Ereignisses erforschen, wird erfahren, daß ich den Diener behandle, und ich könnte dadurch bei mancher Familie, die sich für diesen Hauptmann interessirt, Hausarzt werden."

Georg mußte über die Hoffnungen des Freundes lächeln.

„Und ich glaube, trotzdem wir diesem Herrn einen immerhin dankenswerthen Dienst geleistet haben, wird es uns dennoch nicht gelingen, die Geheimnisse zu erforschen, die so Manchen beschäftigen."

„Wirst Du Dir Mühe geben, sie zu erforschen?" fragte der Doktor.

„Nein. Wenn er mir entgegen kommt, so werde ich ihm dankbar sein für sein Vertrauen, aber hineindrängen mag ich mich nicht, und ich glaube auch, der Versuch dazu würde an seinem tief eingewurzelten Mißtrauen scheitern. Und so interessant es mir auch war, die Bekanntschaft dieses Mannes zu machen, so liegt mir doch die Absicht, ihm näher zu treten, fern, ich habe dazu ja auch keine Berechtigung."

„Du hast Recht," erwiderte der Arzt, „der

Mann leidet sicher an einer fixen Idee, ich halte ihn für gemüthskrank."

„Nicht doch, ich stelle dieser Ansicht die Behauptung entgegen, daß Herr von Haldern bittere Erfahrungen gemacht hat und in seinem Vertrauen getäuscht und betrogen worden ist."

Die Beiden hatten während dieses Gesprächs das Haus Rodenbach's erreicht, Hand in Hand standen sie vor demselben.

„Und wer ist nicht einmal getäuscht und betrogen worden?" sagte Warner ruhig. „Wer wäre von bitteren Erfahrungen verschont geblieben, wer hätte nicht auf Wünsche und Hoffnungen verzichten müssen, von deren Erfüllung er vielleicht das Glück seines Lebens abhängig machte? Und dies sollte zur Feindschaft gegen die gesammte Menschheit berechtigen? Der Misanthrop ist entweder körperlich oder geistig krank, und mich interessirt es speziell, bei diesem Manne den Sitz des Leidens zu erforschen. Und nun gute Nacht, ich werde Dir später das Resultat meiner Beobachtungen mittheilen, und gieb Acht, Du wirst alsdann meiner Ansicht beitreten müssen."

„Gute Nacht," erwiderte Georg gedankenvoll, während er den Schlüssel in das Schloß der Hausthüre schob.

Im nächsten Augenblick öffnete er die Thüre, und da er in dem Zimmer seines Vaters noch Licht bemerkte, so öffnete er auch diese Thüre, erstaunt darüber, daß der alte Herr noch nicht zur Ruhe gegangen war.

Aber entsetzt blieb er auf der Schwelle des Zimmers stehen, und ein Schreckensruf entrang sich seinen Lippen.

Vor dem offenen Sekretär auf dem Teppich lag in einer Blutlache die Leiche Rodenbach's.

Georg eilte zur Hausthüre zurück und rief den Namen des Freundes in die Nacht hinaus, die Hilfe des Arztes mußte jetzt vor allem Andern in Anspruch genommen werden.

Und der Doktor war glücklicherweise noch so nahe, daß er den Ruf vernehmen konnte, er kehrte sofort um.

Georg konnte kein Wort über die Lippen bringen, Schrecken und Entsetzen hatten ihm die Zunge gelähmt.

Er führte den Freund zur Leiche des Vaters, und der Arzt begriff trotz der eigenen Bestürzung sofort, was er hier thun sollte.

„Hilfe ist hier nicht mehr zu bringen," sagte er nach einer Pause, „der Tod ist sofort eingetreten, ein Schlag hat die Hirnschale zerschmettert.

Georg erwachte aus seiner Betäubung wie aus einem schweren, verworrenen Traume; er strich mit der Hand über die Stirne und sah den Freund mit irrem Blicke an.

„Todt!“ wiederholte er. „Wie ist das möglich?“

„Fasse Dich,“ bat der Doktor, der selbst sich mühsam bezwingen mußte, um seine Fassung zu behaupten. „Hier liegt ein Verbrechen vor, und zwar ein Verbrechen, welches schon vor mehreren Stunden verübt worden ist.“

„Die Haushälterin!“ rief Georg, von banger Ahnung unwillkürlich ergriffen. „Wo ist sie? Sollte sie nichts gehört haben?“

Er nahm mit zitternder Hand die Lampe vom Tische und stürmte hinaus, Doktor Warner eilte ihm nach.

Aus dem Gemach, in welchem die Leiche lag, gelangte man durch ein anderes Zimmer in die Küche — auch hier brannte noch das Gaslicht, und der erste Blick der Eintretenden fiel auf die Leiche der alten Frau.

Der Arzt erkannte beim ersten Blick auf den entseelten Körper, daß auch hier jede Hilfe zu spät kam, er zog den Freund mit sich in ein anderes Zimmer.

„Unsere erste Pflicht ist es nun, das Gericht

und die Polizei zu benachrichtigen," sagte er, „so lange die Beamten nicht hier gewesen sind, muß Alles in dem gegenwärtigen Zustande bleiben. Daß hier ein Raubmord vorliegt, kann nicht bezweifelt werden, die gerichtliche Untersuchung muß den Thatbestand feststellen."

Georg sah die Richtigkeit dieser Vermuthung ein, er fühlte sich selbst in diesem Augenblick unfähig zum Handeln, und so überließ er dem Freunde, die Schritte zu thun, die jetzt geschehen mußten.

Doktor Warner unternahm diese Schritte ohne Verzug, aber es verstrichen einige Stunden, ehe Untersuchungsrichter, Staatsanwalt und Polizeibeamte sich auf dem Schauplatze der That einfanden.

Auf gewaltsamem Wege konnte der Mörder nicht in das Haus eingedrungen sein, man fand keine Spuren, die darauf hindeuteten, auch hatte Georg bei seiner Heimkehr die Hausthüre in gewohnter Weise verschlossen gefunden.

Ueberdies mußte das Verbrechen noch in den Abendstunden verübt worden sein, denn man fand auf dem Herde, vor welchem die Leiche der Haushälterin lag, Vorbereitungen zum Abendessen, und Herr Rodenbach pflegte entweder noch vor oder kurz nach neun Uhr zu speisen.

Ferner wurde als glaubhaft angenommen, daß der Mord mit der Axt verübt worden war, die Louise zum Spalten des Brennholzes benützte, und die man ebenfalls neben dem Herde fand.

Das Werkzeug trug freilich keine Spuren des Verbrechens, aber man mußte gleichwohl annehmen, daß es zu diesem Zwecke gebraucht worden war, die Beschaffenheit der Wunden ließ darauf schließen.

Ebenso mußte man aus dem Umstande, daß der Sekretär geöffnet war, auf den Zweck des Mordes schließen, ob und wie viel aus diesem Sekretär geraubt war, konnte Georg so rasch nicht feststellen.

Die Ansicht der Beamten ging nach erfolgter Untersuchung dahin, der Mörder sei entweder in dem Hause versteckt gewesen, oder aber von der Haushälterin eingelassen worden.

Der Verbrecher mußte dann die Beiden hinterrücks erschlagen haben, ein Kampf hatte nicht stattgefunden.

Nach vollbrachter That hatte der Mörder den Sekretär durchsucht, das vorhandene Geld eingesteckt und das Haus wieder verlassen. Es galt jetzt, Spuren zu suchen, die zur Entdeckung der Person des Verbrechers führen konnten.

Georg leistete dabei den Beamten jede mögliche Hilfe, lag doch auch ihm daran, daß der Mörder entdeckt und der vergeltenden Gerechtigkeit überliefert wurde.

Und diese Nachforschungen blieben nicht ganz so resultatlos, wie die vorigen.

Man fand einen von Leder geflochtenen Stock, von dem Georg mit Sicherheit behauptete, daß er niemals Eigenthum seines Vaters gewesen sei, und man fand außerdem neben dem Sekretär auf dem Teppich einen an Herrn Friedrich Wesenfeld adressirten, geöffneten Brief, in welchem dieser Herr aufgefordert wurde, eine nicht unbedeutende Geldsumme an einen Bankier zu zahlen.

Georg erinnerte sich, als ihm dieser Brief vorgelegt wurde, der Mittheilungen, die Louise ihm gemacht hatte. Aber durfte er diese Mittheilungen dem Staatsanwalt berichten? Durfte er Verdacht auf einen Mann werfeu, der möglicherweise durchaus schuldlos war?

Und doch — durfte er jenen Wortwechsel und die daran sich knüpfenden Vermuthungen der Haushälterin verschweigen?

Er mußte reden, und es war nicht seine Schuld, wenn in Folge dessen der Verdacht einen Schuldlosen traf, es war Sache des Gerichtes, durch

strenge, unparteiische Untersuchung Licht in dieses Dunkel zu bringen.

Er bat den Staatsanwalt um eine vertrauliche Unterredung, sie wurde ihm nicht gewährt, er sollte, was er wußte, zu Protokoll geben.

So berichtete er denn Alles, was die Haushälterin ihm in Bezug auf jenen Wortwechsel mitgetheilt hatte, und er las in den Zügen der Beamten, daß diese Mittheilungen für sie von großem Werthe waren.

„Sie erwähnten vorhin, Wesenfeld sei mit Ihrem Vater befreundet gewesen," sagte der Staatsanwalt, als Georg mit seinem Bericht zu Ende war, „und Sie fügten hinzu, die Haushälterin habe dies bestritten, stützte die Frau dabei sich auf Gründe und Beweise, oder waren es nur Vermuthungen, was sie veranlaßte, entgegengesetzter Meinung zu sein?"

„Sie behauptete, es sei nur eine scheinbare Freundschaft gewesen, und mein Vater habe jenem Herrn eine wahrscheinlich bedeutende Summe geliehen."

„Aber Sie haben doch auch beobachtet —"

„Herr Wesenfeld kam sehr selten in unser Haus, und draußen sind die beiden Herren wohl auch wenig, oder gar nicht mit einander zusam-

men gekommen, eine recht innige Freundschaft war es also wohl nicht."

„Und ist Ihnen etwas davon bekannt, daß Herr Wesenfeld Ihrem Vater Geld schuldete?"

„Ich habe mich niemals um die Privatgeschäfte meines Vaters gekümmert," sagte Georg ruhig. „Und weshalb hätte ich es auch thun sollen, abgesehen davon, daß ich nicht die mindeste Berechtigung dazu besaß? Ueber seine Einnahmen und Ausgaben führte er sehr gewissenhaft Buch, und oft sagte er mir, nach seinem Tode würde ich seine Angelegenheiten glatt geordnet und in seinen Büchern und Papieren genaue Auskunft über Alles finden."

„Ihnen war also von dieser Schuld nichts bekannt?"

„Nein."

„Sie können auch nicht mit Sicherheit angeben, ob Herr Wesenfeld gestern Abend wirklich ein weiteres Darlehen haben wollte?"

„Ich kann nur das behaupten, was die Haushälterin mir gesagt hat, auf die Richtigkeit ihrer Mittheilungen konnte ich mich stets verlassen."

„Sie kamen gestern Abend gegen sieben Uhr nach Hause?"

„Es war noch nicht sieben."

„Und kurz vorher hatten die beiden Herren das Haus verlassen?"

„So sagte mir Fräulein Braun, sie vermuthete, mein Vater sei zu seinem Bankier gegangen, um das Geld zu holen."

„Sollte er das Geld nicht hier im Hause gehabt haben?"

„Ich weiß das nicht. Er konnte von seinem Bankier jederzeit Geld erhalten, es wäre also unvernünftig gewesen, stets eine große Summe im Hause zu behalten."

„Und die Haushälterin behauptete ferner, Herr Wesenfeld habe von einer Revision seiner Kasse gesprochen?"

„Ja, aber das war doch wohl mehr Vermuthung, als Behauptung," erwiderte der junge Mann. „Vielleicht findet sich im Kassenbuche meines Vaters eine Notiz vom gestrigen Tage, die darüber, ob er das Darlehen gegeben hat, Aufschluß giebt."

„Bitte, sehen Sie nach."

Georg holte das Buch und blätterte eine Weile darin.

„Ich finde eine solche Notiz nicht," sagte er.

Nach einigen weiteren unwesentlichen Fragen wurde das Verhör geschlossen, und der Staats-

anwalt prägte dem jungen Manne ein, die strengste Verschwiegenheit zu beobachten.

Die Herren entfernten sich; der Tag war schon längst angebrochen, und auch in das Gemach, in welchem die beiden Leichen lagen, warf die Sonne ihre goldenen Strahlen.

3.

Am Morgen nach jener Mordnacht trat Friedrich Wesenfeld zur gewohnten Stunde in sein Bureau.

Der Schreiber und der Kassengehilfe waren bereits anwesend, und die seltsame Erregung des sonst so ernsten, ruhigen Mannes mußte ihnen sofort auffallen.

Er öffnete den eisernen Geldschrank und legte ein kleines Packetchen hinein, und der Schreiber sah deutlich, daß dasselbe Banknoten enthielt, die der Kassirer gleich darauf sortirte.

Was war nur die Ursache dieser fieberhaften Unruhe?

Die Beiden hatten freilich keine Ahnung davon, daß ihrem Chef eine Revision der Kasse bevorstand, und daß er davon durch einen wohlwollenden Freund unterrichtet worden war.

Und war es nicht natürlich, daß Wesenfeld in dieser Revision einen Mangel an Vertrauen fand, der ihn beunruhigen und aufregen mußte?

Lag nicht in dieser außergewöhnlichen Kassenrevision der unzweifelhafte Beweis, daß man an maßgebender Stelle von seinen Spekulationsgeschäften unterrichtet worden war?

Und welche weiteren Folgen konnten daraus erwachsen?

Die Aufregung des Kassirers war in Wahrheit natürlich, aber die beiden Gehilfen wußten nichts von der Ursache, und von den drohenden Wolken, die über seinem Haupte immer dichter sich zusammenballten, hatte Wesenfeld wohl selbst keine Ahnung.

Und als die beiden Revisoren eintraten, hatte der Kassirer seine Fassung und seine Ruhe so weit wieder gefunden, daß er sie mit einem zuversichtlichen Lächeln auf den Lippen empfangen konnte.

Die Thüre des Kassenzimmers wurde geschlossen und dem Kassirer in der höflichsten Weise erklärt, um was es sich handle.

„Ich bin bereit,“ antwortete Wesenfeld darauf, aber in dem Tone seiner Stimme klang doch der Unmuth durch, „Sie haben statutengemäß das Recht, die Kasse zu revidiren, Herr Rechnungsrath, aber darin, daß Sie von diesem Recht in dieser Weise Gebrauch machen, liegt eine Demüthigung für mich.“

„Und könnte dies nicht auch von einer andern Seite betrachtet werden?“ fragte der Rechnungsrath, den die Zuversicht des Kassirers unangenehm zu berühren schien. „Jede Medaille hat eine Reversseite —“

„Hier aber kann nur eine Ursache zu Grunde liegen, und ich kenne sie. Man hat mich verleumdet —“

„Um so ehrenvoller für Sie, wenn das Resultat der Revision die Verleumdung widerlegt!“

„Das lasse ich nicht gelten. Ein Beamter, der im Dienste ergraut ist, müßte gegen solche Denuncianten geschützt werden.“

„Dennoch können Fälle vorkommen, in denen auf Grund der Denunciation gegen den Beamten eingeschritten werden muß, weil nur auf diesem Wege bewiesen werden kann, daß sie unbegründet ist.“

„Und welche Genugthuung wird in solchem Falle dem beleidigten Beamten gegeben?“

Der Rechnungsrath zuckte die Achseln und ein zürnender Blick traf aus seinen grauen Augen den Kassirer.

„Der Beamte weiß bei Antritt seines Amtes, daß er täglich, ja stündlich aufgefordert werden kann, über die Erfüllung seiner Pflichten Rechnung abzulegen,“ entgegnete er, „also haben Sie durch-

aus keinen Grund zu einer Beschwerde. Und nun, wenn ich bitten darf, zur Sache selbst!''

Wesenfeld übergab das Kassenbuch dem ersten und die Kasse dem zweiten Revisor, er selbst trat an sein Pult und zündete eine Cigarre an.

In dem Bewußtsein, daß die Revisoren Alles in bester Ordnung finden würden, wollte er ihnen Trotz bieten, sie sollten den Beweis erhalten, daß er sie nicht fürchtete.

Er sah ihnen an, daß diese trotzige Geringschätzung sie ärgerte, und wenn es auch im Hinblick auf die Zukunft vielleicht eine unkluge Handlung war, so freute ihn doch dieser augenblickliche Triumph.

Der Rechnungsrath schloß das Kassenbuch ab, indeß sein Begleiter die Goldrollen und Banknoten zählte, und der Letztere hatte dieses Geschäft noch nicht beendet, als ungestüm angepocht wurde und gleich darauf ein Mann eintrat, der dem Rechnungsrath ein an diesen adressirtes Billet übergab.

Was dieses Billet enthielt, erfuhr Wesenfeld nicht, eben so wenig hatte er eine Ahnung davon, wer der Schreiber desselben war.

Der Rechnungsrath zeigte das Billet seinem Begleiter, die Beiden flüsterten eine Weile mit

einander und zählten dann die Banknoten noch einmal sehr aufmerksam, von denen sie einige dem Boten übergaben, der sich damit entfernte.

Wesenfeld hatte dies Alles gesehen, er trat auf den Rechnungsrath zu.

„Darf ich fragen, was dies bedeutet?“ versetzte er.

„Sie werden es später erfahren,“ lautete die lakonische Antwort.

„Aber Sie haben dem Manne Banknoten aus meiner Kasse gegeben, um deren Ersatz ich ersuchen muß.“

„Wir werden das nachher ordnen,“ sagte der Rechnungsrath kalt, „stören Sie uns jetzt nicht länger.“

Wesenfeld trat zurück, die Revisoren setzten ihre Arbeit fort.

Eine halbe Stunde später war das Resultat festgestellt, es ergab statt des erwarteten Defizits sogar einen kleinen Ueberschuß in der Kasse.

„Und was nun, meine Herren?“ fragte der Kassirer, mit trotzigem Stolz das Haupt erhebend.

Der Rechnungsrath rückte die Brille dicht vor die Augen und sah ihn fest an.

„Wir geben Ihnen das ehrenvolle Zeugniß,

daß Sie Ihre Pflicht erfüllt haben," erwiderte er, „was wollen Sie weiter verlangen?"

„Genugthuung gegenüber dem Verleumder!"

„Und können Sie beweisen, daß es eine Verleumdung ist, wenn Sie der Betheiligung an Spekulationsgeschäften beschuldigt werden?" fragte der Rechnungsrath mit scharfer Betonung.

Wesenfeld schlug unwillkürlich die Augen nieder, aber im nächsten Moment erhob er sie wieder, und ein leiser Hohn spiegelte sich in ihnen.

„Und gesetzt, ich hätte dies gethan, welcher Paragraph unseres Vertrages verbietet es mir?" sagte er. „Wenn ich mein eigenes Vermögen —"

„Hier ist der Ort nicht, darüber zu reden," fiel der Rechnungsrath ihm in's Wort; „ordnen Sie Ihre Kasse und schließen Sie den Schrank."

Betroffen sah Wesenfeld ihn an; dieser barsche, befehlende Ton trotz der glänzenden Revision mußte ihn befremden.

„Und die fehlenden Banknoten?" fragte er.

„Darüber reden wir sogleich."

„Sie glauben doch nicht, daß es falsche Noten seien?"

„Haben Sie Grund, es zu fürchten?"

„Keineswegs, Herr Rath!"

„Nun, dann können Sie ja um so leichter sich

gedulden — bitte, kommen Sie meinen Anordnungen nach!"

Der Bote brachte in diesem Augenblick abermals ein Billet; nachdem der Rechnungsrath es gelesen hatte, befahl er dem Schreiber und dem Gehilfen Wesenfeld's, das Kassenzimmer zu verlassen; er selbst blieb allein mit dem Kassirer in demselben zurück.

„Und was bedeutet dies?" fragte der Letztere, der seine Bestürzung nicht verbergen konnte.

Der Rechnungsrath hatte nicht nöthig, eine Antwort darauf zu geben, denn eben trat der Untersuchungsrichter in Begleitung des Staatsanwalts und eines Aktuars ein, und durch die halb geöffnete Thüre konnte Wesenfeld deutlich die Helme einiger Polizeibeamten erblicken.

Entsetzt wich er zurück, starr ruhte sein Blick auf den Beamten, nnd die Angst eines schuldbewußten Gewissens sprach deutlich aus seinen bleichen, entstellten Zügen.

„Gilt das mir?" murmelte er. „Genügt Ihnen das Resultat der Revision nicht?"

„Es handelt sich hier um eine andere Angelegenheit," erwiderte der Rechnungsrath gemessen, „um eine Angelegenheit, die ich selbst nicht kenne."

Der Aktuar hatte sich am Zahltische nieder-

gelassen und seine Vorbereitungen zur Protokollführung getroffen, der Untersuchungsrichter heftete jetzt den Blick fest und durchdringend auf den Kassirer, als ob er die geheimsten Gedanken desselben erforschen wolle.

„Ich sehe mich genöthigt, in einer Untersuchungssache einige Fragen an Sie zu richten," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang ruhig, aber nicht unfreundlich, „ich erwarte, daß Sie dieselben der Wahrheit gemäß beantworten werden. Kennen Sie diese beiden Banknoten?"

Die Noten, welche der Richter bei dieser Frage auf den Tisch legte, waren zwei 500-Thalerscheine; Wesenfeld nahm sie auf, prüfte sie sorgfältig und legte sie kopfschüttelnd wieder hin.

„Nein," erwiderte er.

„Wann haben Sie gestern Abend Ihre Kasse geschlossen?"

„Wie gewöhnlich, um fünf Uhr."

„Und haben Sie heute Morgen schon größere Summen in Zahlung erhalten?"

„Nein."

„Diese Banknoten befanden sich heute Morgen in Ihrer Kasse."

Wesenfeld zuckte die Achseln.

„Es kann sein," erwiderte er, „durch meine

Hände gehen so viele Banknoten, es wäre zu viel gefordert von mir, wenn ich jede einzelne —"

„Erlauben Sie, es handelt sich hier um 500-Thalernoten, Sie werden nicht behaupten wollen, daß Sie deren viele erhalten. Wenn man solche Scheine in Zahlung erhält, oder giebt, pflegt man die Nummern derselben zu notiren. Sollten Sie dies nicht auch thun?"

„Ich sehe keinen Zweck dabei. Wenn ich mich von der Echtheit der Scheine überzeugt habe, so genügt das vollkommen —"

„Nicht immer! Diese Scheine lagen gestern Abend sieben Uhr noch in der Kasse eines hiesigen Bankiers."

Wesenfeld zuckte zusammen, diese Bemerkung verwirrte ihn, er wußte nicht, wo hinaus der Richter wollte, und er selbst hatte gute Gründe, seine finanziellen Verhältnisse geheim zu halten.

„Ich kann darüber keine Auskunft geben," sagte er ablehnend, „ich weiß nicht einmal mit voller Sicherheit, ob diese Banknoten wirklich in meiner Kasse gewesen sind."

„Daß es dieselben Banknoten sind, welche vorhin aus Ihrer Kasse genommen und von dem Kassirer des Bankhauses rekognoszirt wurden, kann der Herr Rechnungsrath bezeugen. Wußten

Sie, daß heute Morgen Ihre Kasse revidirt werden sollte?"

Wesenfeld fühlte, wie ihm das Blut in die Wangen stieg.

„Ich vermuthete es," erwiderte er zögernd.

„Und wären Sie gestern Abend ebenfalls in der Lage gewesen, dieser Revision ruhig entgegensehen zu können?"

„Die Revision ist soeben beendet und das Resultat derselben tritt jeder Verleumdung entgegen," erwiderte Wesenfeld, der nicht ahnte, wie schwer sein Trotz bei der spätern Anklage gegen ihn in die Wagschale fallen sollte.

„Und Ihre Kasse befand sich gestern Abend in demselben Zustande?",

„Das ist eine indiskrete Frage!"

„Um deren Beantwortung ich gleichwohl ersuchen muß," entgegnete der Richter, während er einen verstohlenen Blick mit dem Staatsanwalt wechselte. „Sie hatten auch gestern Abend kein Defizit in der Kasse?"

„Nein!" sagte Wesenfeld nach kurzem Zögern.

„Und als Sie gestern Abend Ihre Kasse geschlossen hatten, gingen Sie in Ihre Wohnung?"

„Ich besuchte einen Freund."

„Welcher Zweck lag diesem Besuche zu Grunde?"

„Durchaus keiner.“

„In derselben Stunde entlud gestern Abend sich ein schweres Gewitter —“

„Während dieses Gewitters befand ich mich bei meinem Freunde Rodenbach.“

„Bei dem Sie eine Anleihe machen wollten?“

„Und wenn ich dies gewollt hätte, wer könnte mir daraus einen Vorwurf machen?“ fuhr Wesenfeld auf, den die Fragen des Richters mehr und mehr verwirrten. „Meine Privatangelegenheiten kümmern Niemand, ich habe nur über die Verwaltung der mir anvertrauten Kasse Rechenschaft abzulegen, und das ist soeben in völlig genügender Weise geschehen.“

„Ich muß Sie darauf aufmerksam machen,“ erwiderte der Richter in kaltem, strengem Tone, „daß Jeder, mag er noch so hoch oder niedrig gestellt sein, jede Frage beantworten muß, welche ein Richter in seiner amtlichen Eigenschaft an ihn zu richten nothwendig erachtet. Sie haben sich bereits in Widersprüche verwickelt und die Unwahrheit gesagt, Sie haben behauptet, Ihre Kasse sei gestern Abend mit den Büchern übereinstimmend gewesen, darauf erwidere ich Ihnen, daß dies nicht der Fall war, daß sogar eine bedeutende Summe in Ihrer Kasse gefehlt hat.

Diese Summe haben Sie von Ihrem Freunde leihen wollen und Herr Rodenbach hat Ihnen deshalb heftige Vorwürfe gemacht."

Wesenfeld hatte den Blick gesenkt, er zitterte vor Erregung, und die Ahnung, daß er vor einer Katastrophe stehe, ward in seiner Seele mehr und mehr zur Gewißheit.

Wer hatte dem Richter dies Alles gesagt? Und zu welchem Zwecke wurde es ihm jetzt vorgeworfen?

„Und was geschah darauf?" fragte der Richter nach einer Pause.

„Wenn Sie Alles so genau wissen, so werden Sie wohl auch über das Weitere unterrichtet sein," erwiderte Wesenfeld, „ich kann für meine Person die Nothwendigkeit, diese Fragen beantworten zu müssen, nicht anerkennen."

„Und damit glauben Sie allen weiteren Fragen vorgebeugt zu haben? Ja, mein Herr, wir sind unterrichtet, und es wäre deshalb in Ihrem Interesse, wenn Sie offen und ohne Rückhalt die Wahrheit sagen wollten."

„Die Wahrheit? Ich verstehe Sie noch immer nicht! Wenn, wie dies hier ja der Fall ist, bei der Revision der Kasse nicht allein kein Defizit, sondern sogar ein Ueberschuß gefunden worden

ist, was kann alsdann dem Kassirer vorgeworfen werden?"

„Ich frage Sie nur, auf welchem Wege diese beiden Banknoten in Ihre Kasse gekommen sind, und Sie antworten darauf, Sie wüßten es nicht."

„Sind diese Banknoten einer andern Person gestohlen worden?"

„Vielleicht!"

„Dann müssen Sie den Kassirer des Bankhauses fragen, der diese Scheine gestern Abend noch besessen haben will."

„Nein, ich frage Sie," erwiderte der Richter scharf. „Der betreffende Kassirer hat die Banknoten gestern Abend noch verausgabt, Ihre Kasse war längst geschlossen und heute Morgen finden sie sich in dieser wieder."

„Und steht es dann fest, daß die Scheine gestohlen sein müssen?"

„Sie haben keine Fragen an mich zu richten, sondern meine Fragen zu beantworten. Und Sie müssen wissen, auf welchem Wege die Banknoten in Ihre Kasse gekommen sind."

Wesenfeld war entrüstet über die Hartnäckigkeit, mit welcher der Untersuchungsrichter die Beantwortung dieser Frage forderte; kam er

diesem Verlangen nach, dann war er entehrt, trotz des befriedigenden Resultates der Kassenrevision.

Sein Stolz empörte sich gegen ein offenes Geständniß und zu dem Stolz gesellte sich der Trotz.

„Wenn jener Kassirer weiß, wem er sie gegeben hat, so wäre es ja sehr einfach, den Empfänger zu fragen, ob die Scheine ihm gestohlen worden seien," sagte er, „er kann sie ja auch gegen anderes Geld umgetauscht haben."

In den Augen des Richters blitzte es auf, seine Geduld war zu Ende.

„Sie wissen sehr wohl, daß dieser Empfänger kein Zeugniß mehr ablegen kann," erwiderte er mit gehobener Stimme. „Herr Rodenbach nahm am gestrigen Abend bei seinem Bankhause 5000 Thaler in Empfang, unter denen auch die beiden 500-Thalerscheine sich befanden. Sie hatten den Herrn begleitet, als er hinging, Sie begleiteten ihn auch auf dem Rückwege; er wollte Ihnen das Darlehen, welches Sie forderten, nicht geben, weil Sie ihm von früher noch eine bedeutende Summe schuldeten. Oder wollen Sie auch dies leugnen?"

„Ich schulde ihm heute nichts mehr."

„Sie behaupten wohl auch, Herr Rodenbach sei Ihr bester Freund gewesen?"

„Früher habe ich's geglaubt, jetzt kann ich es nicht mehr glauben."

„Und sind Ihnen darüber die Augen gestern Abend geöffnet worden? Führte die Erkenntniß, daß die vermeintliche Freundschaft nur ein leerer Schein gewesen war, zu dem heftigen Wortwechsel?"

„Ich weiß nicht, weshalb Sie das Alles fragen."

„Weshalb?" erwiderte der Richter und sein Blick wurde noch strenger, durchdringender. „So trotzig Sie auch diesen Fragen die Stirne bieten, können Sie doch die innere Angst nicht verbergen, und diese Angst straft jedes Wort, welches Sie sprechen, Lügen. Sie wissen so gut wie wir, daß in dem Landhause Rodenbach's zwei Leichen liegen, deren Blut an Ihren Händen klebt, und daß dieses Geld der Sündenlohn des Verbrechens war!"

Stier, mit dem Ausdruck des furchtbarsten Entsetzens ruhte der Blick Wesenfeld's auf dem Richter, im nächsten Moment sank der alte Mann mit einem Schrei der Angst und der Verzweiflung

auf einen Stuhl, das Antlitz mit den Händen bedeckend.

„Wollen Sie jetzt noch leugnen?“ fragte der Staatsanwalt scharf und schneidend.

Wesenfeld schwieg, er schien die Frage nicht gehört zu haben.

„Der Fall ist so klar wie die Sonne,“ fuhr der Staatsanwalt fort, „und alles Leugnen wäre vergeblich. Sie haben lange Jahre hindurch an gewagten Spekulationsgeschäften sich betheiligt und im Laufe der Zeit eine namhafte Summe verloren. Der Bankier, mit dem Sie in Verbindung standen, verlangte Deckung, Sie nahmen das Geld aus der Ihnen anvertrauten Kasse, indem Sie, leichtfertig wie alle Spieler, der Hoffnung sich hingaben, das Defizit durch spätere Gewinne ausgleichen zu können. Die erträumten Gewinne blieben aus, Ihre Vorgesetzten wurden von Ihren Privatgeschäften unterrichtet und hielten es für ihre Pflicht, die Kasse zu revidiren. Sie erfuhren das, bis heute Morgen mußte die fehlende Summe herbeigeschafft werden. Der einzige Freund, den Sie besaßen, war Rodenbach, einem Fremden durften Sie Ihre Noth nicht anvertrauen, und die Angst vor der Entehrung, der Amtsentsetzung und Verhaftung zwang Sie,

den Schritt zu thun, der Ihnen sauer genug geworden sein mag. Herr Rodenbach, dem Sie aus früheren Jahren her eine bedeutende Summe schuldeten, weigerte sich, Ihnen das neue Darlehen zu geben, es kam darüber zu einem heftigen Wortwechsel, der für Sie viel Bitteres und Verletzendes gehabt haben mag, der vielleicht einen glühenden Haß gegen den früheren Freund in Ihrer Seele weckte."

„Das ist ein Irrthum!" rief Wesenfeld. „Wir hatten bei jenem Wortwechsel keinen Zeugen —"

„Und dennoch ist sein Inhalt uns bekannt, also muß ein Zeuge, wenn auch unsichtbar, anwesend gewesen sein."

„So weiß dieser Zeuge auch, daß Rodenbach mir das Geld leihen wollte!"

„Wollte — — vielleicht! Und auch dies ist nicht klar festgestellt. Sie verließen mit Herrn Rodenbach das Haus des Letzteren, und zwar in einer Stimmung, von der man Alles erwarten durfte. Rodenbach nahm bei seinem Bankier 5000 Thaler in Empfang, Sie waren dabei nicht zugegen, aber es steht fest, daß Sie ihn auf dem Rückwege wieder begleiteten. Ein Zeuge hat gesehen, daß Sie kurz vor acht Uhr ihm in sein Haus folgten, und was nun weiter vorgefallen

ist, läßt sich mit leichter Mühe errathen, denn in derselben Stunde wurden Rodenbach und seine Haushälterin ermordet."

„Und ich — ich soll dieses Verbrechen begangen haben?" fragte der alte Mann mit dumpfer Stimme.

„In Ihrem Besitz hat man das Geld gefunden, welches Rodenbach von seinem Bankier empfing."

„Er hat mir das Geld geliehen."

„Würde er es in diesem Falle nicht an der Kasse oder vor dem Hause des Bankiers Ihnen gegeben haben?"

„Er wollte das nicht, von den 5000 Thalern sollte ich nur 4000 erhalten —"

„Und wenn er sie Ihnen gegeben hätte, so würde er von Ihnen eine Quittung verlangt haben, oder einen Schuldschein, ein solches Dokument hat man eben so wenig gefunden, wie eine Notiz in dem Kassenbuche, und Herr Rodenbach war in dieser Beziehung sehr pünktlich."

„Einen Schuldschein forderte er nicht, er lehnte ihn sogar ab, als ich ihm denselben anbot."

„Das wird Ihnen Niemand glauben! Und daß ein Raubmord hier vorliegt, kann nicht bezweifelt werden. Hätten andere Personen dieses Verbrechen begangen, so würden sie alle Schränke

und Schubladen durchsucht und alles Werthvolle mitgenommen haben. Sie hätten weder die Pretiosen noch das Silbergeschirr zurückgelassen."

Der Angeschuldigte rang schwer nach Athem, sein Antlitz war todesbleich, die zuckenden Lippen und der unstät umherschweifende Blick ließen die innere Angst erkennen.

„So wahr ich an einen gerechten Gott glaube, schwöre ich, daß ich die That nicht begangen, daß meine Hände rein sind," sagte Wesenfeld mit zitternder Stimme. „Rodenbach hat mir allerdings gestern Abend Worte gesagt, die mich tief beleidigten, aber ich vergab sie ihm, als er sich bereit erklärte, mir zu helfen. Ich begleitete ihn zu seinem Bankier, er stellte mir frei, ob ich mit hineingehen oder draußen warten wolle; ich zog das Letztere vor, es brauchte ja Niemand zu erfahren, daß er mir die Summe lieh. Und als er zurückkam, schien es ihn zu gereuen, daß er mir das Geld versprochen hatte, ich konnte das aus einigen Aeußerungen entnehmen. Ich ging mit ihm in sein Haus und hier gab er mir die Banknoten, eine Quittung lehnte er ab, er erklärte sogar, daß er mir das Geld schenken wolle. Ich bin dann nach Hause gegangen."

Der Staatsanwalt hatte mit dem Unter-

suchungsrichter abermals einen bedeutsamen Blick gewechselt.

„Wenn Alles sich so verhält, wie Sie sagen, so mußten Sie doch wissen, daß unter diesen Banknoten die beiden 500-Thalerscheine sich befinden," nahm der Richter das Wort, „weshalb also leugneten Sie vorhin, dieselben zu kennen?"

„Ich hatte das Geld nicht nachgezählt, Rodenbach zählte es mir vor, und ich steckte es ein, ohne auf die Scheine selbst weiter zu achten. Ueberdies wollte ich auch nicht zugeben, daß ein Defizit in meiner Kasse gewesen war, Niemand würde das ohne Noth gethan haben."

„Wie denn auch Niemand ohne Noth ein solches Verbrechen eingestehen wird," sagte der Staatsanwalt.

„Hätte ich es begangen, so würde das schuldbeladene Gewissen mich zu einem Geständniß zwingen," erwiderte Wesenfeld, das Haupt erhebend.

„Sie bleiben also bei Ihrer Aussage?" fragte der Richter.

„Ich habe die volle Wahrheit gesagt."

„Ist der Stock, der in der Wohnung Rodenbach's gefunden wurde, Ihr Eigenthum?"

„Ich ließ meinen Stock dort allerdings zurück."

„Aus welchem Grunde?“

„Rodenbach bot mir einen Schirm an.“

„Als Sie zuletzt bei ihm waren, regnete es nicht mehr.“

„Sie haben Recht, aber in meiner Erregung dachte ich nicht mehr an meinen Stock.“

„Man hat auch einen an Sie adressirten Brief dort gefunden, hier ist er.“

Wesenfeld erbleichte, behauptete aber dieses Mal seine Fassung.

„Ich zeigte diesen Brief vor, um Rodenbach zu überzeugen, daß ich die Summe bedurfte?“

„Wie groß war das Defizit?“

„4000 Thaler.“

„Sie wollen dieselbe Summe erhalten haben, sie reichte eben hin, das Defizit zu decken, nun aber verlangte auch der Bankier von Ihnen Deckung. Wie wollten Sie dieser Forderung gerecht werden?“

„Die Forderung dieses Bankiers beträgt nur 800 Thaler.“

„Für einen Mann, der, wie Sie, nichts weiter hat als sein Salair, ist das eine bedeutende Summe,“ sagte der Staatsanwalt. „Sie hatten keine Aussicht, sie decken zu können, wenn Sie

nicht abermals in die Ihnen anvertraute Kasse hineingreifen wollten."

„Vielleicht hätte ich andere Mittel gefunden."

„Weshalb forderten Sie nicht eine höhere Summe von Rodenbach?"

„Weil ich fürchtete, er werde diese Forderung ablehnen."

„Sie hatten früher schon ein Darlehen von ihm erhalten?"

„Ja, 5000 Thaler."

„Und dieses Geld hatte er gestern zurückgefordert?"

„Es ist wahr, er forderte mich schriftlich auf, die Schuld zu tilgen."

„Und trotzdem verlangten Sie ein neues Darlehen von ihm?"

„Ich mußte es, denn ich war ruinirt, wenn er mir nicht half."

„Sie mußten auch voraussehen, daß er die erbetene Hilfe Ihnen verweigern würde," sagte der Staatsanwalt.

„Ich war darauf in der That vorbereitet, aber daneben hoffte ich auch, er werde aus Freundschaft —"

„Er war nie Ihr Freund!"

„Wissen Sie auch das?" fragte Wesen-

feld betroffen. „Mir sagte er es erst gestern Abend.“

„Und dennoch soll er Ihnen geholfen haben?“

„Er hat es gethan, diese Banknoten beweisen es.“

Der Untersuchungsrichter schüttelte das Haupt, und seine Züge verriethen, daß seine Ansicht über diesen Fall nicht im Mindesten erschüttert war.

„Ich kann an die Wahrheit Ihrer Aussage nicht glauben,“ sagte er, „so gerne ich das in Ihrem Interesse auch möchte. Sie haben sich von Anfang an in Widersprüche verwickelt und die Beweise sind gegen Sie, und so lange nicht von anderer Seite ein helleres Licht auf dieses Verbrechen fällt, muß ich dem Verdacht Folge geben, der auf Ihnen ruht, und den Ihre Aussagen nicht zu entkräften vermochten. Und so bleibt mir nichts Anderes übrig, als —“

„Sie wollen mich verhaften?“ rief Wesenfeld entsetzt.

„Ich muß es,“ erwiderte der Richter ernst. „Wenn die Untersuchung Beweise findet, die für Ihre Schuldlosigkeit zeugen, so werde ich Sie unverzüglich aus der Haft entlassen.“

Der Kassirer strich mit der Hand über die Augen und athmete tief auf.

„Und meine Tochter? Meine Schwester?“ fragte er.

Der Richter zuckte bedauernd die Achseln.

„Natürlich, was liegt an denen!“ fuhr Wesenfeld mit gereizter Bitterkeit fort. „Das Gericht muß einen Thäter haben, der Schein genügt schon. Während der Untersuchung lassen sich ja Beweise sammeln. Wer solche Beweise suchen will —“

„Schweigen Sie!“ fiel der Richter ihm streng in's Wort. „Sie haben nicht die geringste Berechtigung, mir oder einem andern Beamten den Vorwurf der Parteilichkeit zu machen. Sie am wenigsten; denn schon wegen des Leichtsinns, mit welchem Sie die Ihnen anvertraute Kasse beraubt haben, verdienten Sie Verhaftung und eine strenge Untersuchung.“

Er hatte bei den letzten Worten dem Aktuar einen Wink gegeben, und dieser war hinausgegangen, offenbar, um mit den Polizeibeamten, die sich draußen befanden, zu reden.

Friedrich Wesenfeld sah das kaum, ein Chaos von Gedanken wogte in seiner Seele, es war ihm nicht möglich, einen herauszugreifen, den er festhalten konnte.

Niedergedrückt von der Wucht der auf ihm

ruhenden Anklage, dachte er bald an sein armes Kind, bald an die enge einsame Zelle, die im Gefängniß ihn erwartete.

Und dann wieder war es ihm, als müsse das Alles nur ein schwerer, verworrener Traum sein, dem das Erwachen folgen werde. Was half es ihn, ob er noch einmal seine Unschuld betheuerte. Wie die Dinge jetzt lagen, mußte er selbst die Untersuchung wünschen, durch sie allein konnte die Wahrheit an den Tag kommen.

„Der Wagen wartet," sagte der Aktuar, als er nach einigen Minuten zurückkehrte.

Wesenfeld schrak aus seinem Brüten empor.

„Man wird mir erlauben, von meiner Tochter Abschied zu nehmen?" fragte er.

„Man wird Ihre Angehörigen benachrichtigen," erwiderte der Untersuchungsrichter. „Der Besuch in Ihrer Wohnung würde nur die Damen und Sie dazu aufregen. Vielleicht darf ich später Ihren Angehörigen erlauben, Sie zu besuchen."

Wesenfeld schwieg, er folgte mit finster glühendem Blick und fest auf einander gepreßten Lippen dem Polizeikommissär, und gleich darauf rollte der Wagen mit dem Gefangenen von dannen.

„Was halten Sie von dieser Sache?" fragte

der Staatsanwalt den Untersuchungsrichter, als die Beiden das Gebäude verließen. „Ist die Schuld des Verhafteten Ihnen ziemlich klar?“

„Ja,“ erwiderte der Richter im Tone überzeugender Zuversicht. „Der Trotz, mit dem er uns entgegentrat, die Widersprüche, in die er sich verwickelte, und die Frechheit, mit der er noch zuletzt einen Eindruck auf mich zu machen versuchte — dies Alles hat mir die Ueberzeugung eingeflößt, daß wir es hier mit einem verstockten Menschen zu thun haben, der seine Rolle wohl einstudirt hat und zu einem Geständniß sich niemals verstehen wird. Ueberdies ist der Fall, wie Sie ihn geschildert haben, ziemlich klar. Der Verhaftete hat bereits zugegeben, daß es auf dem Rückwege vom Bankier wieder zu einem Wortwechsel gekommen ist, Rodenbach hat sein Wort, vorausgesetzt, daß er es wirklich gegeben hatte, zurückgenommen, Wesenfeld ist ihm in das Haus gefolgt, die drohende Gefahr der Entehrung drängte zu einem Entschlusse, der leidenschaftlich erregte Mann sah die Banknoten da liegen, die ihn aus der Gefahr erretten konnten, und er schlug den nichts ahnenden Gegner nieder. Die Angst vor dem Verrath und der Entdeckung hat ihn dann auch verleitet, die Haushälterin eben=

falls zu morden. Der Doppelmord ist ja genau zu derselben Zeit verübt worden —"

„Und Rodenbach mußte erst ganz kurz vor seiner Ermordung heimgekehrt sein." fügte der Staatsanwalt hinzu, „sein Anzug bewies das."

„Wären Raubmörder zu dieser Stunde in das Haus eingedrungen, so würde es Lärm gegeben haben, ganz abgesehen von der Frage, ob die jedenfalls ängstliche Haushälterin solche Personen eingelassen hätte. Ich werde natürlich auch nach dieser Seite hin die genauesten Nachforschungen anstellen, glaube aber nicht, andere Resultate dadurch zu erzielen. Schreiten wir jetzt zur Haussuchung."

Der Staatsanwalt nickte zustimmend, und die beiden Herren setzten, gefolgt von dem Aktuar, ihren Weg fort.

4.

Friedrich Wesenfeld hatte seine Gattin schon seit einigen Jahren verloren und bald nach diesem Verlust eine unverheirathete Schwester zu sich in's Haus genommen, die den Haushalt führen und daneben die Erziehung seines einzigen Kindes übernehmen sollte.

Fräulein Elisabeth Wesenfeld unterzog sich diesen Aufgaben mit Liebe und Sorgfalt, sie gewann das Herz des Kindes schon am ersten Tage, und seitdem hing Theodore mit inniger Liebe an ihr. Wesenfeld besaß außer seinem Gehalt keine weiteren Einkünfte, und wenn auch die Bedürfnisse der kleinen Familie keineswegs anspruchsvoller wurden, vielmehr nach wie vor in bescheidenen Grenzen blieben, so waren doch in den letzten Jahren durch die steigenden Preiserhöhungen Einschränkungen nöthig geworden, die mitunter sich in drückender Weise fühlbar machten. Und

diese Einschränkungen waren nach der Ansicht der beiden Damen einzig und allein die Ursache der trüben, häufig sogar gereizten Stimmung des Hausherrn, von dessen Privatgeschäften sie nicht die leiseste Ahnung hatten.

Wie oft hatte Theodore den Vater getröstet, mit der Hoffnung auf bessere Zeiten, wie oft hatten Beide, sie und Tante Lisette, ihm die Versicherung gegeben, daß sie durchaus nichts entbehrten!

Er hatte in der Regel trübe, zweifelnd dazu gelächelt, oft aber auch sie rauh zurückgewiesen mit dem Bemerken, er sei einmal ein Unglücksvogel, für den niemals eine bessere Zeit anbrechen werde!

Allmälig hatten sie an seine pessimistische Anschauung sich gewöhnt und nur im Stillen bedauert, daß sie ihn von den drückenden Sorgen nicht befreien konnten.

Sie glaubten, es seien nur Nahrungssorgen, von seinen anderen, größeren Sorgen wußten sie nichts.

Um so furchtbarer traf sie der ungeahnte Schicksalsschlag, der gleich einem vernichtenden Blitz aus wolkenlosem Himmel auf sie niederfuhr.

Der Vater im Gefängniß — eines Raubmordes angeklagt?

Es war unmöglich, und doch konnten sie die Wahrheit dieser Nachricht nicht bezweifeln, der Untersuchungsrichter selbst brachte sie ihnen ja.

Und wenn er auch diese Hiobspost mit Worten des Bedauerns, der Ermuthigung und der Hoffnung begleitete, sie war darum nicht weniger furchtbar.

Die Haussuchung wurde auch so gründlich vorgenommen, daß man schon aus ihr den Schluß ziehen durfte, es müßten schwere Beweise gegen den Verhafteten vorliegen.

Und bei dieser Haussuchung wurde Manches gefunden, was die Schuld des Angeklagten noch unzweifelhafter machte.

Eine goldene mit Diamanten besetzte Uhr, ein Schuldschein, vor mehreren Jahren ausgestellt von Friedrich Wesenfeld lautend auf Julius Rodenbach im Betrage von 5000 Thaler und ein Portefeuille, welches 500 Thaler in Banknoten enthielt, dies Alles fand man in einer Schublade des Nachttischchens neben dem Bett Wesenfeld's.

Die Uhr hatte weder Tante Lisette noch Theodore jemals zuvor gesehen, man konnte also nicht wohl annehmen, daß sie das Eigenthum Wesen-

feld's sei; ebenso mußte es auffallen, daß der Schuldschein und das Portefeuille mit dem Gelde an diesem Orte lagen, an welchem doch Niemand Werthpapiere aufzubewahren pflegte. Auf die Frage, wann der Angeklagte am Abend vorher nach Hause gekommen sei, konnten die Damen auch keine bestimmte Antwort geben.

Sie wußten nur, daß er noch nicht heimgekehrt war, als sie sich zur Ruhe begaben, und sie hatten bis nach zehn Uhr auf seine Heimkehr vergeblich gewartet.

Das war abermals ein Widerspruch! Wesenfeld hatte erklärt, er sei sofort nach dem Empfang des Geldes heimgegangen. Der Untersuchungsrichter nahm Uhr, Portefeuille und Schuldschein mit, und als er das Haus verlassen hatte, sank Theodore einer Ohnmacht nahe in die Arme ihrer Tante, die selbst rathlos und der Verzweiflung nahe des Trostes bedurfte.

„Ich kann's noch immer nicht glauben," sagte sie schluchzend, „und wenn es trotz alledem Wahrheit ist, dann haben sie einen Schuldlosen eingekerkert."

„Und Rodenbach war sein Freund," klagte Tante Lisette, deren sonst so heiteres, treuherziges

Antlitz jetzt düstere Schatten umwölkten. „Es ist ja ganz unmöglich.“

„Und er hat Niemand, der sich seiner annimmt! Was vermögen wir mit unserer schwachen Kraft? Wir haben ja nicht einmal die Mittel, um einen Advokaten zu honoriren, und wenn Niemand für ihn auftritt, dann ist er verloren.“

„Tante Lisette führte das Mädchen zum Sopha und nahm neben ihr Platz.

„Es wird uns gewiß unsäglich schwer werden, mit geduldiger Ergebung in diese Verhältnisse uns zu fügen,“ sagte sie mit leise zitternder Stimme, „aber es muß geschehen, mein armes Kind, wenn wir für ihn wirken wollen.“

Theodore erhob die dunklen, von Thränen umschleierten Augen zu der sanften, gutherzigen Frau und wiegte das schöne Haupt, als ob sie sagen wollte, sie glaube nicht, daß ihr das jemals möglich sein werde.

„Klagen und Thränen können das Geschehene nicht ungeschehen machen,“ fuhr Tante Lisette fort, „sie können eben so wenig in das Geschick Deines Vaters eingreifen.“

„Er ist schuldlos.“

„So glauben wir, aber der Richter ist anderer Meinung. Es müssen Beweise für seine Schuld

vorliegen, wenn es auch nur Scheinbeweise sind, und wir können nicht wissen, ob nicht ein boshafter Feind ihm dies eingebrockt hat —"

„Hatte er einen Feind, Tante? Ich glaube es nicht! Papa mied allen Verkehr, er lebte so still und zurückgezogen, so nüchtern und solide, daß er Jedem als Vorbild hätte dienen können."

„Und dennoch kann es in diesem nüchternen, zurückgezogenen Leben Ereignisse gegeben haben, deren nothwendige Folge diese Katastrophe war," sagte Tante Lisette gedankenvoll. „Friedrich war stets, selbst schon als Kind, schweigsam und verschlossen, er mag Manches erlebt haben, was er uns nicht mittheilen wollte. Was dies gewesen ist, weiß ich selbst nicht, aber um nur Eins anzuführen: haben wir jemals die werthvolle Uhr gesehen, die vorhin in seinem Nachttischchen gefunden wurde?"

„Glaubst Du, daß er sie schon lange besessen hat?" fragte Theodore, in deren bleichem Gesicht erwartungsvolle Spannung sich spiegelte.

„Ich weiß es nicht."

„Und das viele Geld —"

„Ein Anderer könnte es hingelegt haben!"

„Ein Anderer? Wie wäre das möglich?"

„Ja, wenn ich nur eine Ahnung davon hätte,

so wollte ich diese Möglichkeit verfolgen, bis ich einen Anhaltspunkt fände! Wie gesagt, er war immerdar eine verschlossene Natur," fuhr Tante Lisette fort, während sie die Bänder ihrer Haube fester knotete, als ob sie dadurch ein äußeres Zeichen ihrer Entschlossenheit geben wolle, „und das thut auch nicht immer gut. Es wäre besser gewesen, wenn er uns oder wenigstens mich in seine Verhältnisse etwas tiefer eingeweiht hätte, es mögen da dunkle Punkte sein, von denen wir Beide nichts erfahren sollten."

Der Blick Theodore's ruhte noch immer mit fieberhafter Spannung auf dem treuen Antlitz, und eine unsägliche Angst leuchtete aus den feuchten Augen.

„Und damit willst Du sagen, daß diese dunklen Punkte ihn in's Gefängniß gebracht haben können?" fragte sie.

„Das gerade nicht, aber — — Theodore, es ist nutzlos, daß wir uns Vermuthungen hingeben, die wir ja doch gewissermaßen aus der Luft greifen müssen! Es thut Noth, daß wir handeln, und zwar sofort."

„Und was soll geschehen?"

„Vor allen Dingen müssen wir uns über die

Sachlage selbst, über die Ursache der Verhaftung Klarheit verschaffen."

„Wer kann sie uns geben?"

„Der junge Herr Rodenbach. Aber ihn dürfen wir vor der Beerdigung seines Vaters damit auch nicht belästigen. Ich werde schon Mittel und Wege finden, die Einzelnheiten zu erfahren, das muß jetzt die erste Sorge sein."

„Und was dann?" fragte Theodore rathlos.

„Dann reden wir mit einem Advokaten."

„Er verlangt Honorar."

„So viel, wie eine Konsultation kostet, werden wir noch auftreiben können," sagte Tante Lisette entschlossen, „und wenn wir deshalb irgend etwas verpfänden oder verkaufen müßten."

Theodore hatte jetzt auch ihre Fassung und ihren Muth wieder gefunden, die Entschlossenheit der Tante war der Anker, an den sie in dieser schweren Stunde sich klammerte.

„Onkel von Haldern muß helfen," erwiderte sie, „er ist reich —"

„Der?" rief Tante Lisette verächtlich. „Wenn Einer unter Gottes Sonne Deinem Vater Böses wünscht, so ist er es. Bei ihm wirst Du keine Hilfe, nicht einmal Verständniß für Deinen Schmerz und Deine Sorgen finden."

„Dann wäre er ein Barbar!“

„Sage ihm das und höre, was er darauf antwortet!“

„Er ist der Bruder meiner Mutter!“

„Und er hat Deiner Mutter niemals vergeben, daß sie einen Bürgerlichen heirathete!“

„Ist das der Grund seines Hasses gegen uns?“

„Einen andern Grund kenne ich nicht.“

„Dieser Grund wäre kindisch —“

„Nicht doch, die Vorurtheile des adeligen Standes lassen für eine solche Mesalliance niemals eine Entschuldigung gelten,“ sagte Tante Lisette achselzuckend. „Als der Hauptmann von Haldern aus der Fremde heimkehrte, versuchte Deine Mutter eine Annäherung, sie wünschte die Versöhnung, aber er wies sie rauh zurück, und seitdem war der Bruch vollständig.“

„Ich begreife diesen Haß nicht,“ sagte Theodore kopfschüttelnd, „ihm müssen andere Ursachen zu Grunde liegen.“

„Dann sind diese Ursachen mir unbekannt. Dein Vater war nicht gerne an seinen Schwager erinnert, über die früheren Beziehungen zu ihm sprach er nie. Als Deine Mutter heimgegangen war, ließ er ihm ihren Tod anzeigen und ihn

zum Begräbniß einladen, aber Herr von Haldern leistete dieser Einladung nicht Folge."

„So wäre sein Haß unversöhnlich?"

„Er ist es."

Theodore blieb eine geraume Weile in Nachdenken versunken, dann erhob sie rasch das Haupt, und der leuchtende Blick verrieth, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte.

„Und dennoch, trotz alledem will ich versuchen, diesen Haß zu versöhnen," sagte sie mit fester, ruhiger Stimme.

„Du? Der tolle Hauptmann, wie Alle ihn nennen, wird Dich nicht zu Wort kommen lassen."

„Ich komme zu ihm als Bittende, und er muß mich anhören."

„Zwinge ihn dazu, wenn Du es vermagst, er wird mit Grobheiten Dir antworten!"

„Sei es, mein Vater schmachtet schuldlos im Gefängniß, ihn zu befreien, seine Ehre zu retten, wird kein Opfer mir zu schwer sein. Und um diese Aufgabe zu lösen, bedürfen wir größerer Mittel, als die, welche die Verpfändung oder der Verkauf unserer Habe uns zur Verfügung stellen kann."

„Herr von Haldern wird diese Mittel niemals uns geben!"

„Die Ehre meines Vaters ist in gewissem Sinne auch seine Ehre," erwiderte Theodore, deren Entschluß durch die Bedenken der alten Frau jetzt nicht mehr erschüttert werden konnte; „es kann ihm nicht gleichgiltig sein, ob der Gatte seiner Schwester wegen eines entehrenden Verbrechens verurtheilt wird, denn wie sehr er ihn auch hassen und wodurch dieser Haß auch begründet sein mag, mein Papa bleibt doch sein Schwager."

„Aber Jedermann weiß auch, daß er ihn nicht als seinen Schwager anerkennt."

„Und wenn ich das Alles, Alles zugeben wollte, liebe Tante, muß ich dann auch zugeben, daß er ein Recht hat, diesen Haß auf mich zu übertragen?"

Tante Lisette blickte das entschlossene Mädchen mit Stolz und Bewunderung an.

„Ich kann Dir nicht rathen zu diesem Schritt, weil ich fürchte, daß Du durch ihn Dir nur eine Demüthigung zuziehen wirst," sagte sie; „aber wenn Du dennoch ihn thun willst, dann sollen meine besten Wünsche auf diesem schweren Gange Dich begleiten. Und dann ist es auch besser, daß Du ihn machst, als daß ich ihn unternehme, denn mich haßt der tolle Hauptmann schon deshalb,

weil ich die Schwester seines bürgerlichen Schwagers bin."

„Und in mir muß er das Kind seiner Schwester sehen!"

„Poche darauf nicht zu sehr!"

„Die Stimme des Blutes verleugnet sich nie!"

„Wenn dies Wahrheit wäre, würde der Tod den Haß gesühnt haben."

„Und könnte dies nicht der Fall sein? Papa hat keinen Versuch zu einer Annäherung mehr gemacht —"

„Weil er wohl wußte, daß derselbe gescheitert wäre! Ueberdies mußte auch der Stolz Deines Vaters sich dagegen empören, noch einmal zurückgewiesen zu werden, nachdem Herr von Haldern seiner Schwester sogar das letzte Geleite verweigert hatte."

Theodore reichte der alten Frau beide Hände und sah ihr fest und ernst in die Augen.

„Was nun auch kommen mag, wir müssen feststehen in diesem Sturme," sagte sie, „wir dürfen den Muth und die Hoffnung nicht sinken lassen und vor keinem Opfer zurückschrecken, bis wir ihm, dem Schuldlosen, Ehre und Freiheit zurückgegeben haben. Und mögen Alle gegen uns sein, mögen die Beweise gegen meinen armen

Vater sich hoch aufthürmen, wir dürfen und wollen nicht verzagen."

„So sei es!" erwiderte Tante Lisette. „Ich danke Gott, daß er Dir Kraft und Muth verliehen hat, diesem Sturme die Stirne zu bieten!"

Sie drückte einen Kuß auf die Stirne des Mädchens, und eine Viertelstunde später verließ Theodore das Haus, entschlossen, Alles aufzubieten, um die schwere Aufgabe zu lösen.

Wohl war es ein saurer Gang, aber er mußte geschehen, mochte er auch zu einer Demüthigung führen.

Sie hatte den Onkel dann und wann am Fenster seines Hauses gesehen, aber nie mit ihm geredet; wäre es auch ihr nicht so streng verboten gewesen, so fürchtete sie ihn doch zu sehr, als daß sie den Muth gefunden hätte, ihn anzureden.

Der alte Jakob hatte ihr einmal eine Rose geschenkt, er kannte sie, und auf seine Vermittlung baute sie auch jetzt, sie wußte ja nicht, daß er zu Bette lag.

Sie hoffte, er werde ihr die Thüre öffnen, und dann konnte sie mit ihm zuerst reden und seine Ansicht hören, es war ihr bekannt, daß seine Stimme bei ihrem Onkel viel galt.

Was sie bisher über den Bruder ihrer Mutter gehört hatte, war allerdings nicht geeignet, ihren Hoffnungen eine Stütze zu bieten.

Ihr Vater hatte nie mit ihr über ihn gesprochen, er hatte ihr nur verboten, das Haus dieses Mannes zu betreten, wenn es dem Hauptmann vielleicht einmal einfallen sollte, sie dazu einzuladen.

Und die Mutter sprach auch nicht gerne über ihre Beziehungen zu dem Bruder, überdies war auch Theodore damals noch zu jung, als daß sie die Ursachen eines solchen unversöhnlichen Hasses hätte verstehen und begreifen können.

So beschränkte sich Alles, was sie wußte, auf die Mittheilungen der Tante Lisette, und auch diese kannte die Verhältnisse nicht genau genug, um erschöpfend darüber berichten zu können.

Zitternd vor Erregung, die sie gewaltsam zu bemeistern suchte, zog sie am Hause des Hauptmanns die Glocke.

Die Thüre wurde geöffnet, und statt des alten Dieners stand Herr von Haldern selbst vor dem bestürzten Mädchen.

„Was wünschen Sie?“ fragte er barsch.

„Eine Unterredung,“ erwiderte Theodore, die im ersten Augenblick kaum eines Wortes fähig war.

Der Hauptmann zog die Brauen zusammen

und warf einen finstern Blick auf das Mädchen, dann wandte er schweigend sich um, und Theodore folgte ihm in seine Wohnstube.

„Man hat wohl gehört, daß mein Diener erkrankt ist,“ sagte er, indeß sein forschender Blick verstohlen das Mädchen streifte, „da denkt man denn, dies sei eine vortreffliche Gelegenheit, sich hier einzunisten.“

Theodore fühlte, daß ihr das Blut in die Wangen stieg, aber hatte nicht Tante Lisette ihr vorausgesagt, daß sie auf Kränkungen sich gefaßt machen müsse?

„Und nun frage ich noch einmal, was wünschen Sie?“ fuhr der Hauptmann mit schärferer Betonung fort. „Fassen Sie sich so kurz wie möglich, ich bin kein Freund von vielen Redensarten.“

Theodore stützte sich auf die Lehne eines Stuhles, der alte Herr hatte ihr keinen Sitz angeboten.

„Ich weiß nicht, ob Sie mich kennen,“ sagte sie, ihm fest und muthig in die blitzenden Augen schauend, „weiß nicht, ob —“

„Ich kenne Sie!“ unterbrach Herr von Haldern sie kalt.

„Ich bin das einzige Kind Ihrer Schwester, Herr Hauptmann —“

„Und Sie kommen im Auftrage Ihres Vaters

zu mir, um zu spioniren, ob der reiche Onkel sich nicht bewegen läßt, die zerrütteten Verhältnisse —"

„Halten Sie ein!" rief Theodore empört. „Was Sie auch gegen meinen Vater haben mögen, Ihren Haß gegen ihn dürfen Sie nicht auf mich übertragen."

„Sind Sie gekommen, um mir eine moralische Vorlesung zu halten, um mich darauf aufmerksam zu machen, welche Stellung ich Ihnen gegenüber einnehme? Parbleu, mein Fräulein, wenn das der Fall ist, so frage ich Sie, weshalb sind Sie nicht früher gekommen? Weshalb erinnern Sie sich erst heute, daß ich der Bruder Ihrer Mutter bin?"

„War nicht unserer ganzen Familie, also auch mir, Ihr Haus verboten?"

„Und besteht dieses Verbot nicht heute noch?"

„Ich würde es nicht übertreten haben, wenn nicht die Verhältnisse mich dazu zwängen," sagte Theodore, die jetzt ihren Muth und ihre Festigkeit wieder gewonnen hatte.

„Also doch! Ich dachte mir's!"

„Sie wissen wohl noch nicht, welches furchtbare Unglück meinen armen Vater, uns Alle betroffen hat?"

Der Hauptmann schüttelte das graue Haupt so gleichmüthig, als ob er sagen wollte, er interessire

sich auch nicht dafür, und es sei ihm einerlei, ob er es erfahre, aber bei den folgenden Worten des Mädchens wurde er doch aufmerksam.

„Herr Julius Rodenbach, der Freund Papas, ist in der vorigen Nacht ermordet und beraubt worden,“ fuhr Theodore mit zitternder Stimme fort, „und man hat auf meinen Vater Verdacht geworfen — aus welchen Gründen, weiß ich nicht, wie mir überhaupt die Sachlage noch ganz unklar ist. Daß Papa schuldlos ist, unterliegt für mich nicht dem leisesten Zweifel, ein so abscheuliches Verbrechen kann er nicht begangen haben, aber trotzdem können scheinbare Beweise gegen ihn vorliegen, mag nun ein tückischer Zufall oder ein boshafter Feind —“

„Er ist verhaftet?“ fragte Herr von Haldern, der mit großen Schritten auf und nieder wanderte.

„Heute Morgen!“

„So wird er auch schuldig sein.“

„Ist noch niemals ein Schuldloser verhaftet worden?“

„Pah, mit solchen Redensarten beweist man nichts,“ sagte der Hauptmann in spöttischem Tone. „Heutzutage verhaftet das Gericht Niemand, bevor es nicht Beweise der Schuld erhalten hat. Und mit der Freundschaft Rodenbach's zu dem Ver-

hafteten kann und wird es auch nicht weit her gewesen sein."

„Er war sein bester Freund!"

„So? War er es? Was wissen Sie davon? Wenn Rodenbach ein energischer Mann gewesen wäre, so hätte er derzeit seinen Nebenbuhler gefordert, aber er besaß keinen Muth, und Klara von Haldern war einmal vernarrt in den Einfaltspinsel, der nichts weiter sein Eigen nannte, als einen schrankenlosen Hochmuth."

„Ich verstehe das nicht," sagte Theodore mit einem fragenden Blick auf den alten Herrn, als ob sie weitere Erklärungen von ihm erwarte, aber der Hauptmann zuckte die Achseln und nahm die unterbrochene Wanderung wieder auf.

„Wozu das jetzt noch einmal erörtern?" erwiderte er. „Es wäre Alles anders gekommen, wenn Rodenbach Muth und Ehre besessen hätte, und vielleicht würde ich mich dann mit ihr ausgesöhnt haben. Rodenbach war wohl auch nur ein Bürgerlicher, ein Krämer, aber er hatte doch Achtung vor der Schranke, welche die einzelnen Stände von einander trennt, und er wußte, was er unserem Stande schuldig war."

Er brach ab und blieb vor dem Mädchen

stehen, seine Miene war nicht freundlicher, sein Blick nicht heiterer geworden.

„Und was verlangen Sie von mir?“ fragte er.

„Daß Sie mir beistehen, meines Vaters Ehre zu retten!“

„Ich? Von mir fordern Sie das?“

„Ja, Herr Hauptmann,“ erwiderte Theodore mit derselben Entschiedenheit, mit der sie allen Bedenken der Tante Lisette entgegengetreten war.

„Und mit welchem Rechte?“

„Mit dem Rechte, welches unsere Verwandtschaft mir giebt. Mögen Sie meinen Vater hassen, er bleibt doch der Gatte Ihrer Schwester, und seine Ehre ist auch Ihre Ehre!“

Herr von Haldern trat an's Fenster und trommelte einen Marsch auf den Scheiben, indeß sein Blick gedankenvoll auf dem Rosenflor ruhte.

„Seine Ehre wäre auch meine Ehre?“ entgegnete er spöttisch. „Ich danke für diese Ehre! Was geht mich denn die Ehre eines Bürgerlichen an? Ich werde mich in diese Angelegenheit nicht hineinmischen, durch mich soll Niemand daran erinnert werden, daß Klara von Haldern sich so tief erniedrigen konnte, diesen Mann zu heirathen.“

„Herr Hauptmann, ich habe mir vorgenommen, ruhig zu bleiben, aber ich kann es nicht, wenn

Sie fortfahren, in diesem wegwerfenden, beleidigenden Tone über meine Eltern zu reden," sagte Theodore, die ihrer Entrüstung kaum noch gebieten konnte. „Ich gestehe Ihnen das Recht nicht zu, darüber zu urtheilen, ob meine Mutter recht gehandelt hat oder nicht, als sie meinem Vater das Jawort gab, sie folgte der Stimme des Herzens und deshalb darf man Niemand verdammen, auch dann noch nicht, wenn der kalte nüchterne Verstand die Wahl nicht billigt, die das Herz getroffen hat. Sie haben das am eigenen Herzen nie erfahren, deshalb urtheilen Sie so hart und schroff, möge nicht der Richter über uns dereinst eben so hart über Sie urtheilen!"

Herr von Haldern trommelte noch immer auf den Scheiben, aber das Tempo war langsamer geworden, und es schien fast, als habe der Vorwurf des Mädchens Eindruck auf ihn gemacht.

„Sie richten über Andere und denken dabei nicht an die eigene Schuld," fuhr Theodore fort, „Sie glauben vielleicht, etwas Großes gethan zu haben, als Sie meiner heimgegangenen Mutter das letzte Geleit verweigerten. Etwas Großes war es nicht, aber etwas Außergewöhnliches, und Sie haben keine Ursache, darauf stolz zu sein. Der Tod sühnt Alles, nur Ihren Haß konnte er

nicht tilgen, und dieser Haß wird einst dort oben Sie anklagen und gerechte Vergeltung fordern."

Der Hauptmann hatte sich wieder zu dem Mädchen umgewandt, aber Theodore schlug vor seinem flammenden Blick die Augen nicht nieder.

„Wenn mir ein Mann diese Worte gesagt hätte, so würde ich ihm die Thüre gezeigt haben," erwiderte er. „Ihnen verzeihe ich, denn Sie haben kein Verständniß für die Ursachen, die meinem Haß zu Grunde liegen. Sie kennen nicht einmal diese Ursachen, also können Sie auch nicht darüber urtheilen. Kommen wir noch einmal auf den Zweck Ihres Besuchs zurück; kennen Sie die näheren Einzelnheiten des Verbrechens?"

„Nein."

„Dann können Sie auch nicht die Schuldlosigkeit des Verhafteten so bedingungslos außer Zweifel stellen."

„Ich kann es, weil —"

„Sie können es nicht! Ist es Ihnen vielleicht bekannt, daß der Verhaftete an der Börse spekulirte und in Folge dessen namhafte Summen verlor?"

Betroffen blickte Theodore den alten Herrn

an, dessen Lippen ein triumphirender Zug umspielte.

„Sollte das nicht auf Verleumdung beruhen?“ fragte sie.

„Ich weiß es aus guter Quelle.“

„Und ich kann es nicht glauben. Papa war in seinen Grundsätzen unerbittlich streng und seine Lebensweise —“

„Sie hat mit diesem Hazardspiel, denn so darf und muß man es wohl nennen, nichts zu schaffen. Er hat spekulirt und verloren, und ich frage Sie, woher nahm er das Geld, um den Verlust zu decken?“

Theodore schüttelte ungläubig den Kopf, aber sie erinnerte sich jetzt der häufigen Verstimmung und Gereiztheit des Vaters.

Sollte diese Verstimmung in jenen Verlusten ihren Grund gehabt haben? Möglich war das immerhin, auch Tante Lisette hatte auf dunkle Punkte hingewiesen und über die Verschlossenheit ihres Bruders sich beschwert.

Und wenn sie nun über die letzte Frage nachdachte, die Herr von Haldern aufgeworfen hatte, dann stiegen vor ihrem geistigen Auge Bilder auf, die ihr Entsetzen einflößten.

Der Hauptmann schien selbst vor dieser Frage

Entsetzen zu empfinden, er hatte die buschigen Brauen zusammengezogen und ein seltsamer Zug umzuckte seine Mundwinkel.

Mit dem Hute in der Hand stand er vor dem Mädchen, welches inzwischen auf einem Stuhle Platz genommen hatte.

„Das Haus Rodenbach's liegt nicht weit von hier," sagte er, „ich werde dort die beste Auskunft erhalten. Warten Sie hier so lange."

Theodore nickte und versank wieder in Brüten.

Die ersten Zweifel waren geweckt, furchtbare Zweifel, die bereits Wurzel zu fassen begannen.

Wenn es wahr war, daß ihr Vater spekulirt und bedeutende Summen verloren hatte, dann war auch die Frage berechtigt, woher er das Geld genommen habe, den Verlust zu decken!

Und gerade diese Frage gab dem Glauben an die Schuldlosigkeit des Verhafteten einen gewaltigen Stoß. Die Verzweiflung hatte schon manchen bisher ehrenvollen Menschen auf die Bahn des Verbrechens geführt, konnte sie nicht auch ihren Vater gezwungen haben, diesen Weg zu betreten?

Theodore sprang von ihrem Sitze empor. Fort mit diesen entsetzlichen Gedanken, die vielleicht nicht einmal Berechtigung hatten!

Der tiefe, unversöhnliche Haß des Hauptmanns

konnte diese Behauptung aus der Luft gegriffen haben, um die Möglichkeit der Schuld zu beweisen.

Dieser Haß fragte ja nicht nach den Mitteln, wenn er nur seinen Zweck erreichte.

Und trotz dieses Hasses empfand Theodore keine Abneigung gegen den alten Herrn, im Gegentheil, sie hätte ihm ihr volles, ungetheiltes Vertrauen schenken können.

Es lag in seinem Auftreten, seiner Sprache, seinem ganzen Wesen etwas, was ihr imponirte und gleichwohl ihr Zutrauen einflößte; auch sein aristokratischer Stolz stieß sie nicht zurück, denn diesem Stolze fehlte der verletzende Hochmuth.

Und auch sie hatte keinen ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht. Wäre dies der Fall gewesen, so würde er gewiß kein Bedenken getragen haben, ihr mit barschen Worten die Thüre zu zeigen und sich jede Wiederholung ihres Besuchs zu verbitten.

Das hatte er nicht gethan, vielmehr war er zu der Einsicht gekommen, daß man sich zuvor nach den Einzelnheiten der Sachlage erkundigen müsse, ehe man ein Urtheil fällen könne, während er anfangs ohne Weiteres ein verdammendes Urtheil fällen wollte.

Aber ob es trotz dieses ermuthigenden Erfolgs

ihr gelang, ihren Zweck zu erreichen, war eine Frage, die sie auch jetzt noch nicht zu beantworten wagte.

Seltsam, daß er selbst nicht einsah, wie vortheilhaft es für ihn war, die Hand der Versöhnung anzunehmen, die jetzt noch einmal und vielleicht zum letzten Mal ihm geboten wurde.

Er stand allein, und wenn, wie er sagte, sein Diener erkrankt war, so bedurfte er um so mehr der Freundeshilfe, die er nur bei seinen Verwandten finden konnte.

War es nicht möglich, daß er selbst erkrankte? Wer sollte dann ihn pflegen, wer, wenn es zum Sterben kam — —

Theodore fuhr erschreckt zusammen, in Gedanken vertieft, hatte sie die Rückkehr des Hauptmanns nicht bemerkt, und jetzt stand er so plötzlich vor ihr und sein funkelnder Blick ruhte durchdringend auf ihr, als ob er ihre geheimsten Gedanken erforschen wollte.

„Die Sache liegt denn doch etwas anders, wie Sie glauben," sagte er. „Sind Ihnen wirklich keine Einzelnheiten bekannt?"

„Nein."

„Na, Ihr Vater ist zuletzt in dem Hause Rodenbach's gewesen, und er hat kurz vorher

einen erbitterten Wortwechsel mit dem Ermordeten gehabt. Auch hat man die Banknoten, welche Rodenbach gestern Abend von seinem Bankier empfing, im Besitz des Verhafteten gefunden, und es sollen außerdem noch andere Beweise gegen ihn vorliegen, trotzdem dieser eine schon genügte."

„Kann Herr Rodenbach ihm nicht das Geld geliehen haben?" fragte Theodore erregt.

„Der Verhaftete behauptet das allerdings, aber es spricht zu viel dagegen, wenn auch auf der andern Seite Umstände es glaubhaft erscheinen lassen. Heute morgen sollte die Kasse des Verhafteten einer Revision unterzogen werden und die Börsenverluste müssen wohl aus dieser Kasse gedeckt worden sein —"

„Herr Hauptmann, mein Papa war stets ein Ehrenmann, und er ist es auch noch heute," fiel Theodore ihm empört in die Rede. „Was auch gegen ihn vorliegen mag, welche Beweise auch scheinbar für seine Schuld sprechen, ich werde den Glauben an ihn nicht verlieren, und es wäre für Sie ehrenvoll, wenn Sie mich in meinen Bemühungen unterstützen wollten."

Der Hauptmann sah das Mädchen erstaunt an, mochte er wollen oder nicht, seine Achtung

konnte er ihr nicht versagen, wenn er auch ihre Anschauungen nicht theilte.

„Und was gedenken Sie nun zu thun?“ fragte er.

„Ich werde Alles aufbieten, um die Schuldlosigkeit meines Vaters zu beweisen.“

„Und wodurch glauben Sie das zu erreichen?“

„Darüber muß ich mit einem Juristen reden. Ständen mir die nöthigen Mittel zu Gebote, so würde mein Stolz mir nicht erlaubt haben, Sie zu belästigen, Herr Hauptmann; ich würde mein Vermögen hingeben, um den Advokaten für seine Bemühungen zu entschädigen. Aber leider bin ich nicht in der Lage, das zu können, und deshalb muß ich mich an Sie wenden.“

„Das war wenigstens ehrlich gesprochen!“

„So habe ich's immer gehalten, und deshalb sage ich Ihnen auch offenherzig, daß Ihr Haß —“

„Halt!“ rief der Hauptmann. „Kein Urtheil darüber, meine junge Dame, ein Kind kann nicht über die Ansichten und Handlungen erwachsener Personen urtheilen.“

„Vorurtheile, die längst veraltet sind —“

„Nicht sie waren es allein, was mich bewog, wenn ich nicht sagen will, zwang, das Band zu zerreißen, welches meine Schwester an mich kettete!“

sagte Herr von Haldern, die Hand wie zum Schwur erhebend. „Und diese Vorurtheile haben auch ihre Berechtigung, nur der verdammt sie, dem sie hemmend in den Weg treten. Und habt ihr Bürgerlichen nicht auch eure Vorurtheile? Ihr seht sie nicht, oder wollt sie nicht sehen, aber Diejenigen, welche von ihnen berührt werden, lernen in ihrer ganzen Schärfe sie kennen. Und aus solchen Vorurtheilen mag auch gar oft der Haß entsprungen sein."

„Sie sagten, diese Vorurtheile seien es nicht allein gewesen!"

„Nein, es kam noch Manches hinzu," erwiderte der Hauptmann, und die Narbe auf seiner Stirn wurde brennend roth, „es kam noch hinzu, daß Klara von Haldern die Abneigung ihres Bruders gegen den Mann ihrer Wahl kannte, und daß dieser Mann in seinem Krämerdünkel dem verarmten Edelmann, wie er mich nannte, die Thüre zeigte. Es kam hinzu, daß meine Schwester mir jede Unterstützung verweigerte, daß sie mich zwang, meinen Abschied zu nehmen und auszuwandern. Ich könnte ihr Dank dafür schulden, denn wäre ich hier geblieben, so würde ich noch heute ein armer Schlucker sein, aber die beleidigende Weise,

in der meine Bitte zurückgewiesen wurde, mußte die Liebe zu ihr in meinem Herzen tödten."

„Und damit wollen Sie den unversöhnlichen Haß entschuldigen, den selbst der Tod nicht tilgen kann?" fragte Theodore vorwurfsvoll. „Wenn meine Eltern gefehlt haben gegen Sie, so haben sie auch bereut —"

„Niemals!"

„Boten sie Ihnen nicht die Hand der Versöhnung, als Sie in die Heimath zurückkehrten?"

„Sie thaten es, weil ich ein reicher Mann geworden war!"

„Sie thaten es vielleicht aus vollem Herzen, aber Ihr Haß suchte nach einem Beweggrunde, und wie leicht ist es, einen solchen zu finden!"

Der Hauptmann legte die Hände auf den Rücken und wanderte eine Weile auf und nieder, wie wenn er über die Worte des Mädchens ernstlich nachdenken wolle.

„Sie wären eine echte Haldern geworden, wenn Sie einen andern Vater gehabt hätten," sagte er nach einer Pause. „Was Sie mir gesagt haben, das hat bisher noch Niemand mir zu bieten gewagt. Ich zürne Ihnen deshalb nicht, und wenn Sie mich wieder besuchen wollen, so soll mein Haus Ihnen offen sein."

„Und mein armer Vater?“ fragte Theodore erwartungsvoll.

„Ich bedaure; für ihn kann ich nichts thun.“

„Sie könnten mit einem Juristen reden und —“

„Das würde ihm nichts helfen.“

„So sagen Sie's gerade heraus, Sie wollen ihm nicht helfen!“ rief Theodore entrüstet.

Der Hauptmann stand vor dem erregten Mädchen und sah ihr ernst und fest in die glühenden Augen.

„Sie haben Recht,“ erwiderte er, „ich will nichts thun.“

„Denken Sie an die eigene Ehre!“

„Hat er damals daran gedacht, als meine Ehre bedroht war? Auch mir drohte Entehrung, Schande und Vernichtung, und mit einem nicht bedeutenden Opfer konnte diese Gefahr von mir abgewendet werden. Was wurde mir damals auf meine Bitte geantwortet? Fragen Sie Ihren Vater, er wird Ihnen sagen, mein Haß könne niemals gesühnt werden.“

„Der ist der Edelste, der vergeben und vergessen kann!“

„Nicht doch, er ist ein Schwächling.“

„So wollen Sie also auch meinetwegen diese Bitte nicht erfüllen?“ fragte Theodore noch einmal.

„Ich kann es nicht.“

„Ich würd's Ihnen vergelten —“

„Dank verlange ich von keinem Menschen, auch von Ihnen nicht,“ sagte der Hauptmann, in den früheren barschen Ton zurückfallend, „ich bin gewohnt, nur Undank zu ernten, und je älter man wird, desto fester hängt man an alten Gewohnheiten. Ich wiederhole Ihnen, wollen Sie mich noch einmal besuchen, so werde ich Ihnen meine Thüre nicht verschließen, aber damit will ich nicht gesagt haben, daß ich Ihren Besuch wünsche.“

Theodore wußte nun, daß der Versuch gescheitert war, und ihr Stolz duldete nicht, daß sie ihn erneuerte.

„So bleibt mir jetzt nichts mehr übrig, als Ihnen Lebewohl zu sagen,“ versetzte sie, tief aufathmend, „die Stunde wird kommen, in der Sie Ihre Härte bereuen.“

„Ich will sie abwarten,“ entgegnete der Hauptmann kalt, indem er ihre Verbeugung erwiderte, und gleich darauf fiel hinter ihr die Thüre in's Schloß.

Herr von Haldern trat an's Fenster und sah ihr nach, wie sie durch den Garten langsam von dannen schritt.

„Ein braves Kind,“ sagte er leise. „Und ich sage noch einmal, in ihren Adern rollt das Blut Derer von Haldern, schade, daß sie diesen Mann ihren Vater nennen muß!“

5.

Die Nachricht von dem Doppelmord und der Verhaftung des Kassirers Wesenfeld verbreitete sich natürlich gleich einem Lauffeuer durch die Stadt, sie war in den entlegensten Straßen bekannt, noch ehe die Zeitungen Mittheilung davon machen konnten.

Man forschte nach den näheren Einzelnheiten, und es konnte nicht ausbleiben, daß viel Unwahres, viel Erfundenes und Uebertriebenes behauptet wurde, und daß dabei die Schuld des Verhafteten außer allen Zweifel gestellt wurde, verstand sich ja von selbst.

Aber auch in den besser unterrichteten Kreisen, in denen man sich nur an die Thatsache selbst hielt, fand Wesenfeld fast gar keinen Vertheidiger.

Es stand ja fest, daß der Angeklagte an gewagten Spekulationsgeschäften sich betheiligt, große Summen verloren und diese Summen aus

der ihm anvertrauten Kasse genommen hatte — du lieber Himmel, das genügte ja vollständig, an seine Schuld zu glauben.

Was wollte man noch mehr? Das Geld Rodenbach's war in seinem Besitz, der Sekretär des Ermordeten offen gefunden worden, der Kassirer hatte aus Furcht und Verzweiflung den Mord begangen.

Verbrecher, die aus Raub und Diebstahl ein Gewerbe machten, erledigten derartige Geschäfte in später Nacht, wenn die Bewohner des betreffenden Hauses schliefen, und wären sie hier wirklich in so früher Stunde gekommen, so würde ein Kampf mit dem Hausherrn oder der Haushälterin unvermeidlich gewesen sein.

Und ein solcher Kampf wurde gewiß nicht geräuschlos geführt, ein einziger Hilferuf hätte die Nachbarschaft allarmirt, und die Verbrecher wären auf frischer That ertappt worden.

Aber gesetzt auch, sie hätten ihren Zweck erreicht, ohne gestört zu werden, würden sie nicht in diesem Falle alles Werthvolle mitgenommen haben?

Und hatte man nicht auch in der Wohnung des Verhafteten Beweise für seine Schuld gefunden?

Welcher Art diese Beweise waren, wußte freilich Niemand, aber man behauptete allgemein, sie seien überzeugend, und Jeder glaubte es, ohne weiter nachzuforschen.

Daß unter diesen Verhältnissen die öffentliche Meinung den Verhafteten bereits verurtheilte, noch ehe die eigentliche Untersuchung von Seiten des Gerichtes begonnen hatte, war natürlich, und eben so natürlich war es, daß man Georg bedauerte und ihn, wenn auch nur mit glatten Worten, der herzlichsten Theilnahme versicherte.

Einige Freunde des Ermordeten boten dem Sohne ihren Beistand an, und Georg nahm dieses Anerbieten dankbar an, die Last, die auf ihm ruhte, drückte ihn um so tiefer nieder, weil der Schmerz über den plötzlichen herben Verlust sich dazu gesellte.

In der Nacht, welche auf die Mordnacht folgte, wurde Wesenfeld in das Trauerhaus gebracht; außer Georg und den Gerichtsbeamten wußte Niemand etwas davon.

Man hoffte durch diese geistige Tortur ein Geständniß zu erpressen — aber man sah sich getäuscht.

Beim Anblick der beiden Leichen brach der Angeklagte fast zusammen, aber diese Schwäche

währte nur einen kurzen Moment, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft raffte Wesenfeld sich wieder auf, und die Hand zum Schwur erhoben, erklärte er nochmals, daß er schuldlos sei.

Die Scene wäre erschütternd gewesen, wenn sie nicht in den Augen der Anwesenden einen theatralischen Anstrich gehabt hätte; schon mancher Verbrecher hatte zu diesem verbrauchten Mittel seine Zuflucht genommen und später doch seine Schuld eingestanden.

In dieser Stunde wurden ihm auch die Gegenstände vorgelegt, die man bei der Haussuchung gefunden hatte; es war der zweite Akt der Tortur.

Das Gesicht des alten Mannes wurde noch fahler, als der Untersuchungsrichter ihn fragte, wie er in den Besitz dieser Sachen gekommen sei.

„Alles, was da liegt, ist mein rechtmäßiges Eigenthum," sagte er, aber der Ton, in welchem er es sagte, klang unsicher und deshalb nicht glaubhaft.

„Herr Baumeister Rodenbach hat die Uhr als das Eigenthum seines Vaters rekognoszirt," erwiderte der Richter scharf, „noch vor wenig Tagen hat er sie in dem Sekretär desselben gesehen."

„Ich bestreite das nicht.“

„Und den Schuldschein haben Sie nie eingelöst! Die Schuld selbst ist in den Büchern des Ermordeten verzeichnet, aber es findet sich keine Notiz, daß sie jemals getilgt wurde.“

„Und da muß ich natürlich Beides, Uhr und Schuldschein, geraubt haben?“ fragte Wesenfeld erbittert.

„Wollen Sie behaupten, der Ermordete habe sie Ihnen geschenkt?“

„Ja, das will ich, und diese Behauptung ist begründet.“

„Sie werden zugeben, daß nur ein unerfahrenes Kind solcher Behauptung Glauben schenken kann!“ sagte der Richter achselzuckend.

„Dennoch beharre ich bei ihr,“ erwiderte der alte Mann tief aufathmend. „Ich weiß nur zu gut, wie gefährlich es für mich wäre, wenn ich mich in Lügen verstricken wollte, deshalb ziehe ich vor, bei der Wahrheit zu bleiben. So will ich Ihnen denn auch den Schluß meiner letzten Unterredung mit Rodenbach berichten. Rodenbach hatte mir gesagt, daß er nie mein Freund gewesen sei, er nannte mir auch die Gründe, die derzeit ihn bewogen, mir diese Summe von 5000 Thaler zu leihen. Als ich damals das Darlehen

erhielt, brachte ich meinem Gläubiger diese Uhr; sie war für mich ein werthvolles Erbstück, und es war wohl mehr der Wunsch, sie in Sicherheit zu bringen, was mich bewog, sie ihm gewissermaßen als Pfand zu übergeben. Er nahm sie und legte sie in seinen Sekretär. Und als er mir nun vorgestern das zweite Darlehen gab, sagte er mir, das sei das Letzte, was ich von ihm erhalten werde, und da er wohl wisse, daß ich ihm niemals einen Pfennig zurückgeben könne, wolle er mir alles, was ich ihm schulde, schenken."

„9000 Thaler?" fragte der Richter ungläubig.

„Er war ein reicher Mann."

„Aber er war kein Verschwender, keiner von denen, die das Geld mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen."

„Er wollte ganz und für immer mit mir brechen."

„Das hätte er auch ohnedies gekonnt, und die Schuldscheine blieben in seiner Hand eine Waffe, mit der er Ihnen drohen konnte."

„Sein Charakter war zu edel, als daß er daran gedacht hätte."

„Sie wollen mir die Sache glaubhaft machen, aber auf diesem Wege werden Sie das nicht er-

reichen," sagte der Richter, den alten Mann fest anblickend. „Wenn es wahr wäre, was Sie sagen, so würden Sie den Schein und die Uhr besser aufgehoben haben. Sie haben auch gesagt, Sie seien sofort nach Empfang des Geldes nach Hause gegangen, das ist aber nicht der Fall gewesen —"

„Habe ich das wirklich gesagt?"

„Allerdings."

„Dann sagte ich, aber gewiß ohne es zu wollen, eine Unwahrheit, meine Verwirrung muß mich entschuldigen. Die furchtbare Anklage traf mich so plötzlich, so unerwartet —"

„Das ist keine Entschuldigung! Wann kamen Sie an jenem Abend nach Hause?"

„Gegen elf Uhr."

„Und wo waren Sie in der Zwischenzeit?"

„Als ich dieses Haus verließ, befand ich mich in Folge der harten Worte, die Rodenbach mir gesagt hatte, in einer furchtbaren Aufregung. Es war mir unmöglich, sofort heimzugehen, meine Angehörigen würden mich mit Fragen belästigt haben, die mir peinlich gewesen wären. Ueberdies wollte ich auch versuchen, noch an diesem Abend das Geld in die Kasse zu legen. Das Kassenzimmer war aber bereits geschlossen, ich mußte auf den Versuch verzichten. So irrte ich eine

Weile planlos in den Straßen umher, und dann ging ich in eine Restauration, um ein Glas Wein zu trinken."

„Können Sie mir diese Restauration namhaft machen?"

„Augenblicklich nicht. Das Haus war mir fremd —"

„Aber Sie müssen sich doch erinnern, in welcher Straße Sie sich befanden."

„Ich will darüber nachdenken."

„Wie lange blieben Sie in der Restauration?"

„So genau weiß ich das nicht mehr, ich weiß nur, daß ich eine Flasche Wein trank und dann direkt nach Hause ging."

„Sie gingen bei Ihrer Heimkehr gleich in Ihr Schlafzimmer?"

„Ja."

„Und legten Uhr und Schein in das Nachttischchen?"

„Es mag wohl sein. In Folge der Erregung war mir der Wein in den Kopf gestiegen; was ich an jenem Abend noch in meiner Wohnung gethan habe, ist mir nicht mehr erinnerlich."

„Und die 4000 Thaler behielten Sie in der Tasche?"

„Jedenfalls, ich durfte sie ja am nächsten Morgen nicht vergessen.“

„Dann ist es doch sehr sonderbar, daß Sie das Geld nicht in dieses Portefeuille legten,“ sagte der Richter, in dessen Zügen sich die Zweifel, die seine Seele hegte, scharf ausprägten.

„Es ist leicht erklärlich, weshalb ich das nicht that. Die 4000 Thaler mußte ich in die Kasse legen, ohne daß einer meiner Gehilfen es bemerkte; es wäre aufgefallen, hätte ich die Banknoten aus meinem Portefeuille herausnehmen wollen, deshalb machte ich aus ihnen ein kleines Packetchen, welches ich —“

„Aber Sie konnten sie bis zum nächsten Morgen in dem Portefeuille aufbewahren.“

„Sie waren dort nicht sicherer, wie in meiner Rocktasche.“

„Dann hätten Sie ja Alles in der Rocktasche lassen können!“

„Weshalb ich es nicht that, weiß ich selbst nicht.“

„Und woher rühren die 500 Thaler in diesem Portefeuille? Sie behaupten, nicht 5000, sondern nur 4000 Thaler erhalten und diese Summe unverkürzt in Ihre Kasse gelegt zu haben. Eigene Mittel konnten Sie nicht besitzen, Ihre Einnahme

war nicht groß, und in Ihren Privatgeschäften waren Sie unglücklich, muß es da nicht seltsam erscheinen, daß man eine so bedeutende Summe bei Ihnen findet?"

Der alte Mann hatte das Haupt erhoben, ein schmerzlicher Zug umspielte seine Lippen.

„Ich will Ihnen auch darüber Aufschluß geben," erwiderte er mit dumpfer Stimme. „Dieses Geld hatte ich mir zurückgelegt für den Fall, daß Rodenbach mir die Summe nicht geliehen hätte. Zur Bestreitung der Reisekosten nach Amerika reichte es aus, und wenn ich einmal drüben war, dann fand das Weitere sich auch. Mehr wie dies wollte ich nicht mitnehmen, ich wollte drüben arbeiten, bis ich so viel erworben hatte, daß ich meine Angehörigen nachkommen lassen konnte."

Der Untersuchungsrichter schüttelte den Kopf; er hatte schon so manchem Verbrecher gegenübergestanden, der mit solchen Märchen sich herausbeißen und ihn irre führen wollte, er wußte auch, was er von diesen Aussagen halten durfte.

„Wollen Sie nicht lieber ehrlich und offen ein Geständniß ablegen?" sagte er ernst. „Ich will ja zugeben, daß Sie den unglücklichen Schlag im Affekt und ohne Ueberlegung geführt haben, durch ein offenes Eingestehen der Schuld würde —"

„Herr Gerichtsrath, Sie gehen von der Annahme aus, daß kein Anderer als ich die That begangen haben könne!“ fiel Wesenfeld ihm entrüstet in die Rede, „ich verwahre mich mit aller Entschiedenheit gegen die Richtigkeit dieser Annahme und mache Sie darauf aufmerksam, daß es Pflicht Ihres Amtes ist, nicht allein den Schuldigen zu ermitteln, sondern auch den Schuldlosen zu schützen.“

„Es war nicht nöthig, daß Sie mir das sagten,“ erwiderte der Richter ruhig, „aber es ist mir auch nicht neu, daß ich von Angeklagten auf diese Pflicht aufmerksam gemacht werde. Sie wollen also nicht gestehen?“

„Ich habe nichts weiter zu gestehen, den Aussagen, die ich gemacht habe, wüßte ich nichts mehr hinzuzufügen.“

Der Untersuchungsrichter schloß das Verhör; er hatte allerdings nichts Positives erreicht, aber sein Glaube an die Schuld des Angeklagten war nur noch fester geworden. —

Für Georg kam noch eine aufregende Stunde, diejenige, in der er dem Vater das letzte Geleit geben mußte.

Es war freilich kein Trost, aber es that doch seinem Herzen wohl, daß eine so große Menge

dem Leichenwagen folgte, es war ein Zeichen der Theilnahme für ihn und des Abscheus gegen den Mörder.

Ergreifend war die Rede des Geistlichen am offenen Grabe, und als der Hügel sich über dem Sarge thürmte, trat Georg in gedrückter Stimmung den Heimweg an.

Er hatte unter den Leidtragenden auch seinen Stiefbruder bemerkt, aber nicht mit ihm gesprochen, es war überhaupt das erste Mal seit dem Tode des Vaters, daß er ihn wiedersah.

Und wenn er ihn auch nicht gerade erwartet hatte, so meinte er jetzt doch, es wäre in der Ordnung gewesen, wenn Hugo schon am Tage nach der Mordnacht ihm seine Theilnahme ausgesprochen und seinen Beistand angeboten hätte, um ihm einen Theil der Last abzunehmen.

Wie das Verhältniß zwischen den Stiefbrüdern sich nun gestalten würde, ließ sich mit Sicherheit voraussehen. Waren ihre Wege schon vordem auseinander gegangen, so thaten sie es jetzt gewiß. Die Charaktere und Anschauungen Beider konnten niemals zur Uebereinstimmung gebracht werden, und darum war es auch besser, wenn von keiner Seite eine Annäherung versucht wurde. Um so

mehr mußte es Georg überraschen, als er bei seiner Heimkunft den Bruder vorfand.

Hugo hatte es sich bereits bequem gemacht, er saß auf dem Divan und rauchte eine Cigarre.

„Ich hatte auf dem Friedhofe keine Gelegenheit, mit Dir zu reden," sagte er, „deshalb ging ich hierher, um Dir meine Theilnahme auszusprechen. Für Dich war es ein harter Verlust."

„Und wenn es Dir Ernst war mit Deiner Theilnahme, so hättest Du wohl früher kommen können," erwiderte Georg, die Brauen zusammenziehend.

„Ich würde es gethan haben, wenn ich ein Mittel gekannt hätte, Dich von der Aufrichtigkeit meiner Theilnahme zu überzeugen."

„Worte thun das freilich nicht —"

„Ich wußte, daß Du mir diese Antwort geben würdest."

Georg zuckte die Achseln, der Ton, den sein Stiefbruder anschlug, berührte ihn unangenehm.

„Wie könnte ich auch eine aufrichtige Trauer von Dir erwarten?" sagte er. „Es hat meinem Vater Kummer genug gemacht, daß er sich auf diesen Fuß mit Dir stellen mußte —"

„Redensarten!" fiel Hugo ihm in's Wort. „Ich war ihm und euch Allen stets ein Dorn im

Auge, und so lange meine Mutter lebte, schützte sie mich. Nach ihrem Tode hatte das freilich ein Ende."

„Nach ihrem Tode wurden Deine Ausschreitungen zügellos, und es konnte nicht anders kommen, wie es kam. Wirf nicht die Schuld auf meinen Vater, er hat lange genug Geduld mit Dir gehabt."

In den tiefliegenden Augen Hugo's blitzte es auf, es war das Wetterleuchten des Hasses.

„Ich bin nicht hierhergekommen, um von Dir eine Kritik vergangener Ereignisse zu hören," erwiderte er, „wir werden ja in diesem Punkte doch nicht mit einander übereinstimmen. Die Erfahrung lehrt, daß Stiefkinder stets zurückstehen müssen, daß ihre Lebensweise und ihre Handlungen schärfer beurtheilt werden. Du konntest thun und lassen, was Du wolltest, Dich traf nie oder nur sehr selten ein Vorwurf, während ich bei jeder Gelegenheit gesteinigt wurde. Das mußte zur Erbitterung, zu trotziger Opposition führen, und das Ende war nur die Frucht der Saat, die Dein Vater gesäet hatte. Aber lassen wir das, ich trage ihm keinen Groll nach, und ich wünsche mit Dir, daß es der Untersuchung gelingen möge, die Schuld des Verbrechers festzustellen."

Georg stand dem Bruder gegenüber, sein Blick ruhte voll schmerzlicher Trauer auf ihm.

„Es hätte anders sein können," sagte er, „aber Du hast Recht, lassen wir das, es sind unangenehme Erinnerungen, und das Geschehene können wir nun nicht mehr ändern. Die Schuld des Angeklagten scheint noch nicht ganz festgestellt zu sein."

„Du zweifelst an ihr?"

„Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Es ist möglich, daß Wesenfeld die Wahrheit ausgesagt, daß er das Geld erhalten, und daß mein Vater in seinem Edelmuth auf die ganze Forderung verzichtet hat —"

„Möglich vielleicht, aber nicht wahrscheinlich!" warf Hugo ein. „Wahrscheinlicher ist es, daß Dein Vater sich weigerte, dem Angeklagten das Geld zu geben, der vorhergegangene Wortwechsel deutet darauf hin. Und Wesenfeld war ein leichtsinniger Mensch, er stand vor einer drohenden Gefahr — ah pah, für mich ist die Schuld dieses Mannes unzweifelhaft."

„Die Untersuchung muß das ergeben."

„Und Du mußt sie dabei unterstützen!"

„Nicht doch, ich will nicht später mir möglicherweise den Vorwurf machen müssen, daß ich

zur Verurtheilung eines Schuldlosen beigetragen habe."

„Hast Du vielleicht Verdacht auf eine andere Person?"

„Durchaus nicht."

„Oder dauert Dich die schöne Tochter Wesenfeld's so sehr?"

„Ich kenne sie nicht."

„Dann weiß ich keinen vernünftigen Grund für Deine Zweifel zu finden," sagte Hugo achselzuckend, „der erste Verdacht ist in der Regel entscheidend."

„Doch wohl nicht immer!" erwiderte Georg ernst.

„Ausnahmen lasse ich gelten, aber hier kann keine Ausnahme vorliegen. Indeß mag die Sache nun liegen, wie sie will, ich habe weiter kein Interesse daran. Du weißt nicht, ob Dein Vater ein Testament hinterlassen hat?"

„Das Gericht hat noch nicht nachgesehen."

„Wann werden die Siegel abgenommen?"

„Morgen."

„So werde ich mich auch einfinden," sagte Hugo mit einem forschenden Blick auf den Sekretär.

„Du?" fragte Georg erstaunt. „Ich glaube

kaum, daß Dein Name in dem Testament genannt wird.“

„Dann würde ich es anfechten müssen!

„Wie kannst Du es? Bist Du nicht ein- für allemal abgefunden worden? Und erinnerst Du Dich nicht mehr, daß mein Vater Dir sagte, in jenem Sekretär liege sein Testament, in welchem Du enterbt seiest? Er zeigte Dir das Papier, es geschah an jenem Abend, an welchem er Dir sein Haus für immer verbot.“

„Wer hat Dir das Alles gesagt?“ fragte Hugo mit schneidendem Hohne. „Bei meiner letzten Begegnung mit Deinem Vater warst Du nicht zugegen.“

„Und dennoch bin ich genau unterrichtet.“

„Das bestreite ich. Frau Louise mag da wieder einmal in ihrer gewohnten Weise spionirt und gelauscht haben, aber sie hat in diesem Falle manches Wort falsch und manches gar nicht verstanden.“

„So wäre es unwahr, daß er —“

„Daß er mir sein Testament gezeigt haben soll? Ja! Ich forderte von ihm das Vermögen meiner Mutter, darauf antwortete er mir, das werde später sich finden, zu kurz solle ich nicht

kommen, aber er sei nicht geneigt, mir die bedeutende Summe schon jetzt auszuzahlen."

Georg konnte seine wachsende Ueberraschung nicht verbergen, die Aussicht auf einen Prozeß mit dem Bruder versetzte ihn schon jetzt in eine gelinde Aufregung.

„So viel ich mich erinnere, besaß Deine Mutter nichts," sagte er.

„Wie kannst Du Dich dessen erinnern?" spottete Hugo. „Dir wird sie keine Mittheilungen darüber gemacht haben."

„Das freilich nicht, aber —"

„Mit mir hat sie darüber gesprochen, und ich kann auch, wenn es nöthig ist, einen schriftlichen Beweis vorlegen. Das Letztere habe ich wohl nur dann nöthig, wenn kein Testament sich vorfindet."

Georg wußte nicht, was er dazu sagen sollte; die Sicherheit, mit der sein Stiefbruder auftrat, verwirrte ihn.

„Einen schriftlichen Beweis vorlegen?" wiederholte er mit einem Blick des Erstaunens. „In welcher Form?"

„In der Form eines Testaments, wenn ich mich so ausdrücken darf. Meine Mutter mag wohl vorausgesehen haben, daß Dein Vater den

Versuch machen würde, mein Vermögen Dir zuzuwenden, deshalb hielt sie es für nothwendig, mich mit Allem bekannt zu machen." Hugo war bei den letzten Worten aufgestanden, er trat vor den Spiegel und strich mit dem Taschenbürstchen über sein dünnes Haar.

Er sah oder er beachtete wenigstens nicht die Bestürzung seines Bruders, und in seiner Verwirrung bemerkte Georg eben so wenig das ironische Lächeln, welches die schmalen Lippen Hugo's umspielte.

„Auf Grund dieses Testaments forderte ich von Deinem Vater mein Vermögen," fuhr der Letztere fort, „und daß Herr Julius Rodenbach über diese Forderung erbost wurde, mußte ich begreiflich finden. Dies war die Ursache des Bruchs, und wenn Dein Vater Dir einen andern Grund genannt haben sollte, so läßt sich ja leicht errathen, weshalb er es that, auf das Geschwätz der Haushälterin aber darfst Du gar kein Gewicht legen, sie schwatzte ohne Ueberlegung in den Tag hinein."

In den Augen Georg's blitzte der Zorn auf.

„Mein Vater war ein Ehrenmann," sagte er mit gehobener Stimme, „unter seinen Handlungen ist nicht eine einzige, deren er sich zu schämen brauchte."

„Wir werden sehen, welche Bestimmungen er in seinem Testament getroffen hat!“

„Er wird auch in diesem Punkte gerecht gegen Jeden gewesen sein,“ erwiderte Georg, zitternd vor Erregung.

„Wenn Dein Vater mich enterbt hat, so werde ich das Testament anfechten,“ sagte Hugo achselzuckend. „Es würde mir gewiß herzlich leid thun, wenn ich deshalb einen Prozeß einleiten müßte, aber mein gutes Recht darf ich mir nicht nehmen lassen, und daß die Richter in diesem Falle mich schützen und die Gerechtigkeit meiner Forderung anerkennen würden, unterliegt für mich keinem Zweifel. Aber wie gesagt, ich hoffe, Du irrst Dich, was seiner Zeit die Haushälterin Dir über meine letzte Begegnung mit Deinem Vater mittheilte, war ja auch vollständig aus der Luft gegriffen.“

„Liegen die Dinge so, wie Du sagst, dann wird in jenem Testament Dir Dein Recht geschehen,“ entgegnete Georg, in dessen Innerem es allmälig ruhiger wurde; „ich wiederhole, mein Vater war ein Ehrenmann, der Jedem sein Recht zukommen ließ. Also streiten wir jetzt noch nicht darüber, morgen wird das Testament er-

öffnet werden, dann erst können wir über den Inhalt desselben, wenn es sein muß, berathen."

Hugo nickte zustimmend und zog langsam seine Glacéhandschuhe an, und Georg entsann sich in diesem Augenblick des Hauptmanns von Haldern, den er seit jener ereignißschweren Nacht nicht mehr besucht hatte.

Daß er sein ihm damals gegebenes Versprechen nicht eingelöst hatte, ließ sich freilich rechtfertigen, aber wollte er nicht ungezogen scheinen, so mußte er sich wenigstens bei dem alten Herrn entschuldigen.

„Du willst schon gehen?" fragte er.

Wieder umspielte jenes ironische Lächeln die Lippen Hugo's.

„Ich glaube Dir damit einen Gefallen zu erzeigen," erwiderte er, „Du hast mir von jeher lieber auf den Rücken als in's Gesicht gesehen."

„Wenn Du das vermuthest —"

„Nein, ich weiß es! Du standest stets auf der Seite Deines Vaters, selbst als Kind schon. Ich begreife das sehr wohl, Du mochtest wohl instinktiv fühlen, daß —"

„Hugo, auf diesem Felde möchte ich Dir nicht gerne folgen," fiel Georg ihm in die Rede, „es würde zu Gehässigkeiten führen, die wir besser vermeiden. Ich war Dir stets ein Freund und

werde es auch ferner sein, wenn Du mit aufrichtiger Freundschaft mir entgegen kommst. Und dabei möchte ich auch nicht verschweigen, daß Deine Lebensweise —"

„Dir nicht gefällt?" lachte Hugo. „Pah, man kann's nicht Allen recht machen, ich begnüge mich damit, wenn ich mit mir selbst zufrieden bin. Man lebt nur einmal, und wer das Leben genießen will, muß den Augenblick ergreifen."

„Zwischen Genuß und Genuß finde ich einen himmelweiten Unterschied!"

„Was der Philister Genuß nennt —"

„Brechen wir ab, Hugo, unsere Anschauungen gehen, wie in vielen anderen Stücken, so auch in diesem zu weit aus einander! Die Zeit dürfte kommen, in der Du bereust, dem Rath vernünftiger Menschen nicht Gehör gegeben zu haben."

Georg nahm bei den letzten Worten seinen Hut, das höhnische Lachen des Bruders machte keinen Eindruck auf ihn, er hatte es vorausgesehen.

„Ich werde Dich eine kurze Strecke begleiten," sagte er ruhig, „vorausgesetzt, daß es Dir nicht unangenehm ist."

„Durchaus nicht, im Gegentheil, verschaffen wir doch dadurch den Leuten die Ueberzeugung,

daß wir einträchtiglich bei einander wohnen! Sie werden's glauben oder nicht glauben, aber ihre Glossen machen sie jedenfalls darüber, wenn wir zusammen die Straßen durchwandern."

Georg schwieg, dieser Hohn verletzte ihn. Er war bereit, die Hand zur Versöhnung zu bieten, aber dann durfte er auch verlangen, daß sie mit aufrichtiger Herzlichkeit angenommen wurde, daß der Bruder ihm mit Freundschaft entgegen kam.

Diesen beißenden Hohn hatte er nicht verdient, aber was nutzte es, ob er dagegen protestirte, er forderte ihn dadurch nur noch stärker heraus.

Die beiden Brüder verließen das Haus, und als Georg nun den Weg zur Wohnung des Hauptmanns von Haldern einschlug, richtete Hugo die Frage an ihn, wohin er zu gehen gedenke.

„Zum tollen Holländer?" fragte er erstaunt, nachdem er die Antwort erhalten hatte. „Weißt Du denn nicht, daß er Niemandem sein Haus öffnet? Und was willst Du bei ihm? Dich erkundigen nach dem Angeklagten? Haldern ist der Schwager Wesenfeld's; aber war der tolle Hauptmann mit allen Menschen zerfallen, so war er es mit seinem Schwager noch ganz besonders."

„Ich besuche ihn, weil er meines Beistandes bedarf," entgegnete Georg, und darauf berichtete

er dem aufmerksam horchenden Bruder seine erste Begegnung mit dem Hauptmann von Haldern.

„Und seit jener Nacht warst Du nicht wieder bei ihm?“ fragte Hugo.

„Nein. Ich war nicht in der Stimmung, auch fehlte mir die Zeit.“

„So wirst Du heute eine verschlossene Thüre finden.“

„Ist dies der Fall, nun, in Gottes Namen! Aber ich glaube es nicht; Herr von Haldern wird wissen, was mich abgehalten hat, wie sollte er mir also zürnen, daß ich erst heute komme?“

„Hm, vielleicht hat er inzwischen einen neuen Diener engagirt, dann kann er Deinen Beistand entbehren!“

„So wäre das auch weiter kein Unglück, im Gegentheil, ich möchte ihm wünschen, daß er einen tüchtigen und treuen Diener gefunden hätte, denn aufrichtig gesagt, nehmen meine Berufspflichten meine Zeit so sehr in Anspruch, daß ich mich der Aufgabe, einen solchen Diener zu suchen, nicht wohl widmen könnte.“

Der lauernde Blick Hugo's streifte verstohlen den Begleiter, dann richtete er sich sinnend in die Ferne.

„Es ist ein undankbares Geschäft,“ sagte er gleichmüthig.

„Gewiß, und eben deshalb möchte ich es nicht gerne übernehmen.“

„Hm, eine Zeitungs-Annonce erledigt das eben so rasch. Man sagt, Herr von Haldern sei ein sehr reicher Mann.“

„Ob und inwiefern die Gerüchte, die mit ihm sich beschäftigen, auf Wahrheit beruhen, weiß ich nicht —“

„Aber Du kannst das jetzt erforschen.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ist es denn nicht interessant, in die Geheimnisse einzudringen, die dieser Mann, über den so viel gesprochen wird, so sorgfältig der Außenwelt verbirgt?“ fragte Hugo, dem forschenden Blick seines Bruders ausweichend. „Ich meine, es müsse ein eigenthümlicher Reiz darin liegen —“

„Für mich nicht,“ unterbrach Georg ihn mit gemessener Ruhe, „ich habe daran nie Vergnügen gefunden.“

„Dann würde ich mich auch nicht weiter um den tollen Hauptmann kümmern,“ spottete Hugo. „Dank hast Du ohnedies nicht davon.“

„Und muß man denn bei Allem, was man thut, vorher fragen, ob man Dank oder Undank ernten wird? Mich dauert der alte Mann, herbe Erfahrungen mögen ihn veranlaßt haben, sich so

streng von der Außenwelt abzusondern. Und nun adieu, morgen Vormittag erwarte ich Dich."

Er reichte dem Bruder die Hand und trat in das Haus des Hauptmanns, der auf der Schwelle schon ihm entgegenkam.

Er wollte sein spätes Kommen entschuldigen, aber Herr von Haldern schnitt ihm sofort das Wort ab.

„Ich habe Sie recht herzlich bedauert," sagte er, „dieses entsetzliche Ereigniß war vielleicht die erste Wolke, die über den Sonnenschein Ihres Daseins hinwegzog. Muth, mein junger Freund, so sehr auch die Wunde schmerzt, die Ihrem Herzen geschlagen ist, auch sie wird vernarben, die Zeit lindert ja jeden Schmerz."

Er führte den jungen Mann in das Wohnzimmer und rückte ihm einen Sessel an das Fenster, durch welches man den Rosenflor überschauen konnte, dann nahm er ihm gegenüber Platz, und in seinen sonst so ernsten und strengen Augen spiegelte sich jetzt die herzlichste Theilnahme.

„Ich danke Ihnen," erwiderte Georg tief aufathmend, „was geschehen ist, kann nicht ungeschehen gemacht werden, und ich muß nun suchen, das erschütternde Ereigniß zu vergessen. Das wird mir gewiß sehr schwer fallen, aber ich vertraue

darauf, daß, wie Sie ja auch sagen, die Zeit diese Wunde heilen wird. Wie befindet sich Ihr alter Diener?"

Der Hauptmann zuckte die Achseln.

„Der arme Schelm!" sagte er. „Er fürchtet nur, mir Last zu machen, an sich selbst denkt er nicht."

„Und Sie haben noch keinen neuen Diener gefunden?"

„Nein. Ich konnte ja das Haus nicht verlassen, um mich danach umzusehen —"

„Doktor Warner würde das gewiß gerne übernommen haben."

„Er hat sich darum bemüht," nickte Herr von Haldern, „aber seine Bemühungen blieben bisher ohne Resultat."

„Dann wäre es vielleicht doch besser, wenn der Patient in's Spital gebracht würde, er hat dort die beste Pflege —"

„Reden Sie mir nicht davon," sagte der Hauptmann hastig, und seine Stirne zog sich leicht in Falten, „ich trenne mich nicht von ihm, so lange nicht der Tod uns scheidet. Sehen Sie diese Narbe, junger Freund! Wäre der Hieb um eines Haares Breite tiefer eingedrungen, so hätte ich Europa niemals wiedergesehen. Und wäre

ich mit dieser Wunde auf dem Schlachtfelde liegen geblieben oder in die Gefangenschaft der Föderirten gefallen, so hätte ebenfalls nichts mich retten können. Der Treue, der Aufopferung, der unermüdlichen Pflege Jakob's danke ich mein Leben, und nun sollte ich ihn der Pflege Anderer anvertrauen? Nimmermehr!"

„Es fragt sich ja nur, ob nicht im Spital —"

„Hier gelten keine Bedenken und am allerwenigsten Rücksichten, die mich persönlich berühren," fuhr Herr von Haldern fort. „Kann ich bis zur Genesung Jakob's einen andern Diener engagiren, so werde ich das mit großem Vergnügen thun."

Georg blickte den alten Herrn fest an; er erinnerte sich der Bemerkung seines Bruders über die Tochter Wesenfeld's.

„Sie haben Verwandte in der Stadt?" fragte er, und schon im nächsten Augenblick bereute er, diese Frage aufgeworfen zu haben, denn aus den Augen des Hauptmanns traf ihn ein finsterer, vorwurfsvoller Blick.

„Leider!" erwiderte er. „Sollte es Ihnen nicht bekannt sein, daß ich jenen Friedrich Wesenfeld, denselben, der der Ermordung Ihres Vaters angeklagt ist, meinen Schwager nennen muß?"

„Und glauben Sie, daß dieser Mann das entsetzliche Verbrechen begangen haben kann?“

„Ich kann und will kein Urtheil darüber fällen, aber glauben Sie es?“

„Die Beweise zeugen allerdings gegen ihn.“

„So warten Sie ab, welches Resultat die Untersuchung haben wird. Die Schuld muß gesühnt werden, und ist Wesenfeld der Schuldige, so muß er sein Haupt auf den Block legen.“

Herr von Haldern hatte sich erhoben, seine Ruhe war einer fieberhaften Aufregung gewichen.

„Und die Angehörigen Wesenfeld's?“ fragte Georg.

„Sie kümmern mich nicht.“

„Man hat mir gesagt, die Tochter dieses Herrn —“

„Junger Freund, was man Ihnen auch gesagt haben mag, verschonen Sie mich damit,“ sagte der Hauptmann in barschem Tone. „Für mich existiren diese Leute nicht. Und offenherzig gesagt, begreife ich nicht, daß Sie sich für dieselben interessiren können.“

„Und gesetzt, Wesenfeld sei schuldig,“ erwiderte Georg vorwurfsvoll, „muß dann seine Schuld auch auf seine Angehörigen fallen? Ich kenne die Letzteren nicht, ich sage nur, es wäre ungerecht,

wenn man sie entgelten lassen wollte, was ihr Vater verschuldet hat. Theilen Sie diese Anschauung nicht, so wollen wir nicht darüber streiten, ich dachte nur, die Tochter Wesenfeld's dürfe jetzt auf Ihren Schutz Anspruch machen, und es müsse auch Ihnen, namentlich unter den obwaltenden Verhältnissen, angenehm sein —"

„Lassen wir das," unterbrach der alte Herr ihn; „die Gründe, die mich bewegen, ja zwingen, diesen Personen fern zu bleiben, kennen Sie nicht, und ich habe auch keine Lust, sie Ihnen aus einander zu setzen. Fräulein Wesenfeld war bereits bei mir, sie forderte meinen Beistand für ihren Vater —"

„Und Sie haben diese Bitte abgelehnt?"

„Ja. Nach meiner Ueberzeugung hat Wesenfeld das Verbrechen begangen. Einem Manne, der an der Börse nicht nur sein Vermögen, sondern auch seine Ehre auf's Spiel setzen kann, traue ich Alles zu."

„Und ich frage noch einmal, soll die Tochter für die Schuld ihres Vaters büßen?"

„Darüber hätte der Vater nachdenken müssen, ehe er die Bahn des Leichtsinns und des Verderbens betrat, er wußte ja voraus, welchem Ende er entgegenging. Und wenn's noch die

Tochter allein wäre! Ihrer würde ich mich vielleicht annehmen, aber die Schwester des Angeklagten würde auch Anspruch darauf machen, und für die danke ich ganz entschieden."

Georg schüttelte das Haupt und blickte sinnend auf die Rosen hinaus.

„Ich kenne weder die Tochter noch die Schwester," erwiderte er, „und Ihnen Vorschriften irgend welcher Art machen zu wollen, diese Absicht liegt mir fern."

„Ich würde Ihnen die Berechtigung dazu auch nicht zugestehen."

Der junge Mann erhob sich; das Gespräch hatte eine Wendung genommen, die Beiden peinlich sein mußte.

„Ich bedaure, daß ich die Unterhaltung auf dieses Thema gebracht habe," sagte er, „aber ich konnte ja nicht wissen —"

„Noch einmal, lassen wir das!" unterbrach der Hauptmann ihn. „Sie meinten es vielleicht gut, möglicherweise auch leitete Sie ein persönliches Interesse —"

„Herr Hauptmann!"

„Ich kann das ja nicht untersuchen," fuhr Herr von Haldern mit einer abwehrenden Geberde fort, und eine beißende Ironie lag in dem Tone,

in welchem er diese Worte sprach. „Jedenfalls muß es mir auffallen, daß Sie sich so sehr für diese Leute interessiren."

Dem jungen Manne war das Blut in den Kopf gestiegen; dieser Verdacht beleidigte ihn.

„Wenn Sie so niedrige Gesinnungen bei mir voraussetzen," sagte er, gewaltsam sich bemeisternd, „dann muß ich doppelt bedauern, daß ich Ihnen gegenüber für die Angehörigen des unglücklichen Mannes ein gutes Wort eingelegt habe. Und dennoch hat wohl Jeder das Recht, sich in dieser Weise einer Dame anzunehmen, die des Schutzes und Beistandes Anderer bedarf!"

„Wenn Sie ihr diesen Schutz anbieten wollen —"

„Das ist nicht an mir; wenn aber Fräulein Wesenfeld mich darum bitten sollte, so würde ich ihn ihr nicht versagen. Und nun erlaube ich mir nur noch die Frage, ob ich in irgend einer Weise Ihnen einen Dienst erzeigen kann."

Herr von Haldern drehte an den Enden seines grauen Schnurrbarts und blickte gedankenvoll den jungen Mann an, der ihn so kühn und so derb zurechtgewiesen hatte.

Wenn ein Anderer ihm das Alles gesagt hätte, so würde er eigenhändig ihn vor die Thüre ge-

worfen haben, aber daß Dieser so kühn gewesen war, es zu thun, das gefiel ihm, und er wußte doch eigentlich selbst nicht, weshalb.

Er hatte sich ja auch von Theodore die herben Vorwürfe gefallen lassen — wie kam's, daß er plötzlich so schwach geworden war?

„Ich danke!" erwiderte er kurz angebunden, dem Groll nachgebend, der in seinem Innern sich regte.

„Wenn Sie wünschen, daß ich mich nach einem Diener für Sie umschaue —"

„Ich will Ihnen keine Mühe machen! Sollten Sie zufällig einen geeigneten Mann finden, so bitte ich Sie, ihn mir zuzuschicken, aber bemühen Sie sich nicht weiter darum."

Georg wandte nach einer Verbeugung dem alten Herrn den Rücken und entfernte sich, Herr von Haldern begleitete ihn bis zum Gartenthor; schweigend trennten sich die beiden Herren.

Der junge Mann war empört. Welchen Grund der Hauptmann auch haben mochte, seinen Schwager zu hassen und den Angehörigen desselben zu grollen, so hatte er doch keine Berechtigung, diejenigen zu beleidigen, welche sich der Tochter des Verhafteten annahmen. Daß er selbst das Letztere nicht that, warf schon ein schlimmes Licht

auf seinen Charakter, nun aber hatte er es ganz mit Georg verdorben, und der junge Mann nahm sich vor, ihn nicht mehr zu besuchen.

Aber das war auch wieder einer von jenen Vorsätzen, die eben so rasch vergessen, wie sie gefaßt werden, und als Georg auf dem Heimwege ernstlich darüber nachdachte, kam er doch zu der Ansicht, man dürfe mit dem alten Herrn nicht zu strenge in's Gericht gehen und müsse ihm schon seiner früheren Erfahrungen wegen Manches zu gute halten.

Er selbst war vielleicht auch erregt gewesen, die Anspielungen Hugo's auf das Testament hatten ihn kurz vorher so unangenehm berührt, da konnte es leicht der Fall sein, daß auch er etwas zu schroff aufgetreten war.

Jene Behauptungen Hugo's beunruhigten ihn. Waren dieselben begründet oder nicht? Er wußte es nicht.

So viel ihm bekannt war, hatte seine Mutter kein eigenes Vermögen besessen, Hugo behauptete das Gegentheil, und es war ja möglich, daß er diese Behauptung auch begründen konnte.

Ferner wußte Georg ganz genau, daß sein Vater den Stiefsohn abgefunden und von der späteren Erbschaft gänzlich ausgeschlossen hatte —

darüber mußte nun das Testament Gewißheit geben, den Bestimmungen, die dasselbe enthielt, wollte er sich unterwerfen.

Wenn sein Stiefbruder dieses Testament angriff, so ließ sich dagegen nichts machen, ein unvermeidlicher und unerquicklicher Prozeß stand dann in Aussicht, und daß diese Aussicht ihm schlecht behagte, war leicht erklärlich.

Verstimmt kehrte Georg in sein Haus zurück, und er war nicht wenig überrascht, als ihm hier eine junge schöne Dame entgegentrat.

„Ich bin die Tochter des Mannes, der das Verbrechen in diesem Hause begangen haben soll und in Folge dessen verhaftet worden ist,“ sagte sie, und ihre dunklen Augen blickten ihn ernst und voll an. „Entschuldigen Sie die Freiheit, die ich mir nehme, mit meinem Gram und meinen Sorgen.“

Verwirrt bot Georg ihr einen Sessel an, es lag für ihn ein eigenthümlicher, fesselnder Zauber in diesen wunderbar schönen Augen, die ihn so flehend anblickten, als ob sie bei ihm Hilfe suchten.

„Ich begreife Ihren Schmerz,“ erwiderte er, „auch ich traure um meinen Vater —“

„Und dennoch, verzeihen Sie mir diese Bemerkung, ist Ihre Trauer beneidenswerth im

Vergleich zu dem Schmerz und der Angst, die meine Seele foltern. Mit Ihrer Trauer um den geliebten Todten vereint sich das Bewußtsein, daß Sie ihm nie Sorge und Kummer bereitet, daß Sie nichts gethan haben, was auf seinen Lebenspfad einen Schatten hätte werfen können. Ich aber muß Tag und Nacht daran denken, daß mein armer Vater schuldlos im Gefängniß schmachtet, und daß er rettungslos verloren ist, wenn nicht die Beweise seiner Unschuld gefunden werden."

Theodore hatte die Hände gefaltet, und Thränen perlten in den dunklen Augen.

„Und was kann ich thun, um diese Last Ihnen zu erleichtern?" fragte Georg bewegt.

„Ich fürchte: — nichts!" entgegnete Theodore, leicht das Haupt wiegend. „Dennoch treibt es mich zu Ihnen, wäre es auch nur, um Sie zu fragen, ob auch Sie meinen Vater für schuldig halten?"

„Ich kann darüber nicht urtheilen!"

„Daß ich ein objektives Urtheil von Ihnen nicht verlangen und erwarten kann, weiß ich sehr wohl, aber gewiß haben Sie ein subjektives Urtheil sich gebildet —"

„Auch das nicht, mein Fräulein!"

„Und doch waren Sie es, der den Verdacht auf meinen Vater lenkte!“

Georg schlug vor dem halb traurigen, halb zürnenden Blick die Augen nieder.

„Ich habe dem Untersuchungsrichter nur das mitgetheilt, was mir einige Stunden zuvor unsere Haushälterin berichtete,“ sagte er; „ich durfte das nicht verschweigen.“

„Ich zürne Ihnen ja deshalb nicht,“ entgegnete das Mädchen, „ich weiß wohl, daß Sie es thun mußten, aber diese Mittheilungen gelten nun als Beweis für die Schuld meines Vaters, an die ich niemals glauben werde.“

„Ich finde das begreiflich! Und wenn Sie einen Wunsch hegen, den ich erfüllen kann, dann bitte ich Sie, ihn auszusprechen.“

„Ich fürchte, Sie werden ihn nicht erfüllen.“

„Und weshalb sollte ich die Erfüllung verweigern, wenn sie in meinen Kräften liegt?“

„Es ist ja so natürlich, daß Sie meinen Vater hassen müssen, so lange Sie in ihm den Mörder Ihres Vaters erblicken, und eben so natürlich und begreiflich ist es, daß Sie an seine Schuld glauben.“

„Angenommen, daß dies der Fall sei, müßte ich darum auch den Haß auf Sie übertragen?“ fragte Georg lächelnd.

Theodore sah ihn forschend an, eine leichte Röthe übergoß ihre bleichen Wangen.

„Sie glauben an seine Schuld,“ sagte sie tief aufseufzend, „Jeder glaubt an sie, nur Tante und ich nicht. Ich war beim Untersuchungsrichter, er konnte mir keinen Trost geben, und wenn er's auch nicht mit dürren Worten sagte, so mußte ich doch aus seinen Aeußerungen entnehmen, daß er von der Schuld des Angeklagten überzeugt war. Und daß unter solchen Verhältnissen der Untersuchungsrichter sich keine Mühe geben wird, nach Beweisen für die Schuldlosigkeit meines Vaters zu suchen, unterliegt wohl keinem Zweifel, sein ganzes Sinnen und Trachten ist jetzt nur noch dahin gerichtet, die Beweiskette so fest zu schmieden, daß kein Ring in ihr fehlt.“

Der junge Mann nickte gedankenvoll, gegen diese Behauptungen ließ sich im Allgemeinen nichts einwenden.

„Und dann ging ich zu einem Advokaten, um mit ihm über diese Angelegenheit zu reden,“ fuhr Theodore fort. „Er war bereits von Allem unterrichtet, und er erzeigte mir auch den Gefallen, in alle Einzelnheiten einzugehen, aber auch er konnte mir keine Hoffnung geben. Man müsse sein Augenmerk darauf richten, den wirk-

lichen Thäter zu ermitteln, sagte er, das sei der einzige Beweis, der meinen Vater retten könne. Er wollte die Vertheidigung übernehmen, aber er forderte ein hohes Honorar, und meine Mittel gestatten mir leider nicht, diese Forderung zu bewilligen."

„Wenn es nur daran liegt, so verfügen Sie über meine Kasse," erwiderte Georg lebhaft.

Das Antlitz des Mädchens färbte sich dunkelroth.

„Dieses Anerbieten kann und darf ich nicht annehmen," sagte sie leise mit zitternder Stimme, „denken Sie nicht, daß ich gekommen sei, um in dieser Weise mir Ihren Beistand zu erbitten."

Georg schlug verlegen den Blick nieder.

„Ich betrachte es gewissermaßen als eine Pflicht, Ihnen mit Rath und That zur Seite zu stehen," erwiderte er mit herzlicher Wärme. „Mag Ihr Vater nun schuldig sein oder nicht, Sie haben keinen Theil an diesem Verbrechen. Und selbst wenn er schuldig ist, so kann, falls meine Hilfe jemals öffentlich bekannt würde, Niemand darin etwas finden, daß ich seinen Vertheidiger honorire, muß doch auch mir daran liegen, den Thatbestand so klar festzustellen, daß nicht ein Schuldloser dieses Verbrechen sühnt. Deshalb, mein Fräulein, können Sie ohne Be-

denken mein Anerbieten annehmen, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort zum Pfande, daß Niemand erfahren soll, wer Ihnen die Mittel zur Verfügung gestellt hat."

Noch immer schüttelte Theodore ablehnend das Haupt, aber aus den umflorten Augen traf ihn ein dankbarer Blick.

„Und daß ich ganz offen mit Ihnen rede," fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „von anderer Seite haben Sie keinen Beistand zu erwarten. Herr von Haldern nahm meine Frage, ob er sich nun der Angehörigen seines verhafteten Schwagers annehmen werde, sehr ungnädig auf."

Theodore konnte ihr Erstaunen nicht verhehlen.

„Mein Onkel?" fragte sie. „Stehen Sie denn mit ihm in freundschaftlichem Verkehr?"

„Das gerade nicht, aber ich war so glücklich, ihm einen kleinen Dienst erzeigen zu können, und wohl zum Dank dafür erlaubte er mir, sein Haus noch einmal zu betreten. Er ist ein Sonderling, und ich glaube, er hat bei all' seinem Eigensinn und seinen schroffen Ansichten das Herz eines Kindes."

„Könnte ein Kind so glühend hassen, wie er?"

„Und wissen Sie denn, ob Sie es Haß nennen dürfen?" erwiderte Georg. „Kann es

nicht eben so wohl verbissener Trotz sein, sagen wir: eigensinniges Festhalten an tief eingewurzelten Vorurtheilen und Ingrimm darüber, daß dieselben so rücksichtlos bei Seite geschoben wurden?"

„Was es auch sein mag, Herr Baumeister, von einem guten Herzen und gar, wie Sie behaupten wollen, von dem Herzen eines Kindes zeugt es nicht," sagte Theodore. „Ich war bei meinem Onkel und habe ihn gebeten, zu vergeben und zu vergessen, kenne ich doch selbst die Ursache dieses glühenden Hasses nicht. Er hat die Hand der Versöhnung zurückgewiesen, aber ich hoffe noch immer, daß es mir gelingen wird, den Haß zu tilgen."

„Das wäre eine vergebliche Hoffnung?"

„Lassen Sie mir diesen Anker, in diesen schweren Tagen ist es mir ein Bedürfniß, an ihm festzuhalten. Mein Onkel glaubt auch an die Schuld meines Vaters, auch er hat mir in dieser Angelegenheit seine Hilfe verweigert —"

„Und bei dieser Weigerung wird er beharren, mein Fräulein," unterbrach Georg sie, und der herzliche Ton, den er anschlug, mußte ihrem Herzen wohlthun. „Nehmen Sie meine Hilfe an und denken Sie, es sei die uneigennützige Hilfe

eines Freundes. Waren denn unsere Väter nicht mit einander befreundet? Und wenn auch Andere behaupten wollen, sie seien es nicht gewesen, so sage ich: sie waren es, unbeschadet des Wortwechsels, der dem Verbrechen vorausging. Darf denn unter Freunden niemals eine Meinungsverschiedenheit sich geltend machen? Und kann denn dieser Wortwechel die Behauptung begründen, die beiden Herren seien nicht mit einander befreundet gewesen?"

„Sie sind auf dem besten Wege, für die Schuldlosigkeit meines Vaters zu plaidiren," sagte Theodore in beinahe scherzendem Tone, aber es lag doch etwas Gezwungenes in dem Scherz, an dem das Herz keinen Antheil hatte.

Georg strich mit der Hand über die Stirne. Er hatte sich allerdings hinreißen lassen, und er war weiter gegangen, als es in seiner Absicht lag, aber wer konnte auch dem Zauber dieser schönen Augen widerstehen?

„Ich wollte Ihnen nur beweisen, daß ich nicht nur berechtigt, sondern gewissermaßen sogar verpflichtet bin, Ihnen meinen Beistand anzubieten," erwiderte er. „Mir soll es gewiß recht sehr lieb sein, wenn die Schuldlosigkeit des Angeklagten ermittelt, und der wirkliche Thäter zur Strafe

gezogen wird. Und ist der Angeklagte schuldig, dann kann auch die glänzendste Vertheidigung ihn nicht retten."

„Sie kann ihn vielleicht auch dann nicht retten, wenn eine Kette von Scheinbeweisen gegen ihn geschmiedet ist," sagte Theodore, „und deshalb möchte ich Sie bitten, mir in dem Bestreben beizustehen, den wirklichen Thäter zu ermitteln."

„Und wodurch glauben Sie das zu erreichen?"

„Ich weiß es nicht. Aber sollten nicht hier auf dem Schauplatze des Verbrechens, bei ernstem und sorgfältigem Forschen, Spuren gefunden werden können, die auf die rechte Fährte lenken? Mein Vater hat behauptet, Herr Rodenbach habe ihm das Geld, den Schuldschein und die Uhr übergeben, der Untersuchungsrichter findet in dieser Aussage eine Lüge; es wäre schon viel, sehr viel gewonnen, wenn die Wahrheit dieser Behauptung bewiesen werden könnte."

„Sie reden wie ein Jurist."

„Der Advokat hat mich auf diesen Punkt aufmerksam gemacht."

„Und sagte er Ihnen auch, auf welchem Wege dieser Beweis ermöglicht werden könne?"

„Nein. Aber wäre es nicht möglich, daß sich in den hinterlassenen Papieren oder Büchern

Ihres Herrn Vaters Notizen befinden, die darauf Bezug nehmen?"

Georg schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Etwas Sicheres kann ich Ihnen darüber jetzt noch nicht sagen," erwiderte er, „Sie sehen, der Sekretär ist versiegelt, die Siegel sollen morgen abgenommen werden, sobald das geschehen ist, werde ich gerne Ihrem Wunsche entsprechen und nachsehen."

„Vielleicht könnten noch andere Beweise gefunden werden," sagte Theodore, und wieder ruhten die dunklen Augen flehend auf ihm. „Es wäre ja möglich, daß Sie bei näherem Nachsehen etwas vermißten, was Ihr Herr Vater kurz vor seinem Tode noch besessen hat, etwas, was mit Leichtigkeit und Sicherheit wieder zu erkennen wäre, wenn es später im Besitz einer andern Person gefunden würde. Vielleicht hat Ihr Herr Vater Werthpapiere besessen, die von den Verbrechern geraubt wurden —"

„Diese Papiere hatte er, so viel ich weiß, bei seinem Bankier deponirt," unterbrach Georg sie.

„Oder es könnten Schmucksachen gewesen sein —"

„Ich werde jedenfalls genau nachsehen, verlassen Sie sich darauf; was ich dazu beitragen

kann, den Schuldigen zu ermitteln, das soll gewiß geschehen."

„Ich danke Ihnen," sagte Theodore mit bewegter Stimme, deren weicher, sympathischer Klang den jungen Mann seltsam bewegte, „ich weiß, daß ich der Aufrichtigkeit Ihres Versprechens vertrauen darf."

„Sie haben mit Ihrem Herrn Vater seit seiner Verhaftung noch nicht gesprochen?" fragte Georg.

„Nein. Der Herr Gerichtsrath wollte mir nicht erlauben, ihn in seiner Zelle zu besuchen, er behauptete, diese Erlaubniß jetzt noch nicht geben zu dürfen; so mußte ich mich damit begnügen, ihm einige Zeilen zu schreiben, damit er nicht ganz ohne Trost blieb."

„Ich werde mit dem Untersuchungsrichter reden," erwiderte der junge Mann, indeß Theodore sich erhob, um Abschied zu nehmen, „sobald er Ihnen die Erlaubniß geben darf, soll Ihr Wunsch erfüllt werden."

Theodore dankte ihm noch einmal mit warmen, herzlichen Worten, und als sie sich entfernt hatte, blieb Georg lange in Nachdenken versunken.

Er hatte so oft in Frauenaugen tief hineingeschaut und nie zuvor den bestrickenden Zauber empfunden, der jetzt sein ganzes Denken fesselte

und ihn diese dunklen, seelenvollen Sterne nicht mehr vergessen ließ.

Wie kam es nur, daß gerade sie, die Tochter des Mannes, den er selbst des Mordes schuldig halten mußte, einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte?

Ihm war es ein dunkles Räthsel, welches er nicht begriff, und der Lösung desselben nachzugrübeln, hielt er auch für nutzlos und thöricht, es war ja so süß, diesem Zauber rückhaltslos sich hinzugeben.

6.

Durfte Theodore das großmüthige Anerbieten Georg's annehmen oder nicht?

Das war die erste Frage, die sie nach ihrer Heimkehr mit der Tante erörterte, und auf die so schwer eine nach allen Seiten hin befriedigende Antwort sich finden ließ.

Tante Lisette meinte, man müsse es annehmen, denn es liege kein Grund vor, es abzulehnen, und der Herr Baumeister Rodenbach habe es weniger aus Großmuth und Herzensgüte, als aus innerer Unruhe gemacht. Er wolle damit, daß er dem Angeklagten einen Vertheidiger zur Seite stelle, nur sein eigenes Gewissen beruhigen, sei er es doch gewesen, der den Verdacht auf Wesenfeld gelenkt habe.

Dagegen wandte Theodore ein, wenn man dieses Anerbieten annehme, so sei dies ein Almosen, welches nicht nur den Empfänger zu Dank verpflichte, sondern ihn auch von dem

Geber in gewissem Sinne abhängig mache, und gegen solche Abhängigkeit empöre sich ihr Stolz. Ueberdies fürchte sie, daß die öffentliche Meinung scharf darüber urtheilen werde, verschwiegen bliebe eine solche Großmuth niemals.

Tante Lisette ließ diese Bedenken nicht gelten. Es handelte sich hier um Freiheit und Ehre, ja möglicherweise um das Leben eines theuren Angehörigen, da war es Pflicht, daß man jedes Mittel benutzte, welches sich darbot; kleinliche Bedenken durften dabei gar nicht geltend gemacht werden. Ein Almosen war es wahrhaftig nicht, wenn der Sohn des Ermordeten den Vertheidiger des Mannes honorirte, der schuldlos dieses Verbrechens angeklagt war, man konnte das ruhig geschehen lassen und war dafür nicht einmal Dank schuldig.

Theodore wies darauf hin, daß schon in den nächsten Tagen Beweise gefunden werden könnten, die den Untersuchungsrichter nöthigten, die Anklage gegen Wesenfeld fallen zu lassen; deshalb sei es rathsam, sich nicht mit der Annahme des Anerbietens zu übereilen, vielmehr noch einige Tage sich zu gedulden und dann erst einen Entschluß zu fassen.

Tante Lisette stritt auch dagegen. Geduld

sei eine schöne Sache, erwiderte sie etwas gereizt, aber in solchen Fällen, wie der vorliegende, müsse man rasch und energisch handeln, zumal der Untersuchungsrichter voraussichtlich Alles aufbiete, um jeden Zweifel an der Schuld des Verhafteten zu beseitigen.

So sanft und ruhig die alte Dame auch sonst war, konnte sie doch leicht gereizt werden, sobald es sich um eine ernste und tief einschneidende Frage handelte.

Und wie gerne würde Theodore ihrem Drängen nachgegeben haben, wenn nur ihr Stolz sich nicht so sehr dagegen aufgelehnt hätte!

Sie stritten noch über diese Frage, als nach kurzem Anpochen die Thüre ungestüm geöffnet wurde und ein kleiner hagerer Herr eintrat, dessen äußere Erscheinung schon beim ersten Anblick einen unangenehmen Eindruck machte.

Er war modern und sogar elegant gekleidet, und von der etwas allzu großen Lebhaftigkeit seiner Bewegungen abgesehen, hatte er das Auftreten eines gebildeten Mannes, die lange spitze Nase in dem glatt rasirten Gesicht konnte man auch übersehen, aber das unstäte, stechende Auge mit dem lauernden Blick verrieth sofort, daß der Charakter dieses Mannes kein ehrenwerther war.

Dieser stechende Blick ruhte eine Weile auf dem Mädchen, dann schweifte er hinüber zu der alten Dame.

„Mit wem haben wir die Ehre?“ fragte Theodore.

„Mein Name ist Habakuk Hanke,“ erwiderte der Fremde mit einer leichten Verbeugung, „Bankier, Sie werden meinen Namen gewiß schon gehört haben.“

Tante Lisette bot ihm einen Stuhl an.

„Bisher hatten wir nicht das Vergnügen,“ sagte sie, und der Ton ihrer Stimme ließ erkennen, daß eine bange Ahnung in ihrer Seele aufgestiegen war. „Wenn Sie mit Herrn Wesenfeld zu reden wünschen —“

„So würde ich zum Herrn Untersuchungsrichter oder zum Staatsanwalt gehen müssen,“ unterbrach der Bankier sie mit leisem Spott, „und dabei hätte ich meinen Zweck noch immer nicht erreicht.“

Theodore konnte den Blick nicht von dem hagern Manne abwenden, auch ihr ahnte, daß eine Katastrophe bevorstand, an die sie bisher noch nicht gedacht hatte.

Herr Habakuk Hanke holte sein seidenes Tuch aus der Tasche, ballte es zusammen und rieb

seinen kahlen Schädel, der nur noch von einem schmalen Kranz blonder Haare umsäumt war.

„Herr Wesenfeld hat, wenn ich es mit dem richtigen Wort bezeichnen soll, mich schändlich betrogen," sagte er nach einer Pause, „ich habe eine Forderung an ihn, und er hatte nie die Mittel, diese Schuld zu tilgen."

„Und wie groß ist diese Forderung?" fragte Theodore, der das Blut in die Wangen stieg.

„800 Thaler sammt den Zinsen!"

Tante Lisette war bestürzt näher getreten; davon hatte sie keine Ahnung gehabt.

„800 Thaler?" wiederholte sie mit dumpfer Stimme. „Das ist eine bedeutende Summe."

„Und für ihn war es stets eine Bagatelle," erwiderte Hanke achselzückend. „Ich habe immer geglaubt, er müsse ein reicher Mann sein, er sprach von Aktien, die er nicht gerne verkaufen wolle, und von Kapitalien, die er nicht kündigen könne, nnd jetzt stellt es sich heraus, daß —"

„Was Sie sagen wollen, Herr Hanke, wissen wir," unterbrach Theodore ihn, die ihre Fassung und Ruhe soweit wieder gefunden hatte, daß sie auch diesem Sturme die Stirne bieten konnte. „Mein Vater hat, so viel wir wissen, kein Vermögen —"

„Um so leichtsinniger war es, daß er an der Börse gespielt hat," fuhr der Bankier fort. „Er hat mit dem Gelde Anderer gespielt, in der Hoffnung, daß er selbst ein reicher Mann werde, und das Ende vom Liede —"

„Dieses Ende konnte er nicht voraussehen!"

„Dieses Ende? Pah, ein Ende mit Schrecken mußte es nehmen. Und wenn er auch den Mord nicht begangen hat, so steht es doch fest, daß er in der Kasse ein Defizit von 4000 Thalern hatte."

„Diese Summe war gedeckt!" erwiderte Theodore, empört über die Rücksichtslosigkeit dieses Mannes.

„Eben so gut könnte man sagen, meine Forderung sei getilgt, wenn man mich niederschießt."

„Ueber diesen Punkt kann und mag ich nicht mit Ihnen streiten," sagte das Mädchen, sich emporrichtend und mit dem ganzen Stolz weiblicher Würde auf den hagern Herrn hinunterblickend; „ich muß es ja begreiflich finden, daß man meinen armen Vater schuldig glaubt, und daß man ihm sogar die Theilnahme versagt, die jeder Unglückliche beanspruchen kann, ich hoffe, daß die Stunde schon bald kommen wird, in der er vor den Augen Aller gerechtfertigt dasteht —"

„Diese Stunde, mein Fräulein, wird nie kommen!“

„Ganz gewiß, mein Herr!“

„Und ich sage nein!“ erwiderte der Bankier, dessen Lippen ein boshafter Zug umspielte, indeß die stechenden Augen voll Tücke auf dem erregten Mädchen ruhten. „Selbst wenn Herr Wesenfeld von dem Raubmord freigesprochen würde, bliebe noch immer ein Makel auf ihm ruhen; die ganze Stadt weiß ja, daß er die ihm anvertraute Kasse — verzeihen Sie das Wort — bestohlen hat. Es liegt gewiß nicht in meiner Absicht, den Damen wehe zu thun,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Theodore leicht zusammen zuckte, „aber ich muß diesen Punkt berühren und die Sachlage feststellen, damit die Damen wissen, daß ich mich mit Hoffnungen und leeren Redensarten nicht abspeisen lasse.“

„Wie sollen wir das verstehen?“ fragte Theodore.

Der Bankier hatte sein Portefeuille geöffnet, er nahm aus demselben einen Schein und überreichte ihn dem Mädchen.

„Sie werden die Handschrift Ihres Herrn Vaters kennen,“ sagte er, „sollten Sie aber trotzdem die Richtigkeit dieser Schuld bezweifeln, so

könnten diese Zweifel durch eine mündliche oder schriftliche Anfrage bei dem Verhafteten gehoben werden."

„800 Thaler!" flüsterte Theodore, während sie den Schein mit zitternder Hand der Tante reichte.

„Am Tage vor seiner Verhaftung hatte ich Herrn Wesenfeld an die Schuld erinnert," erwiderte Hanke, „ich hätte diese Summe gerne längst zurückerhalten, ich kann mit dem baaren Gelde mehr als sechs Prozent Zinsen verdienen."

„Ich hoffe, Sie werden im Hinblick auf die Verhältnisse uns einen weitern Ausstand bewilligen," sagte Theodore.

Herr Habakuk Hanke blickte das Mädchen spöttisch an.

„Wie lange?" fragte er.

„Bis mein Vater wieder auf freien Fuß gesetzt ist."

„Wenn dies überhaupt jemals der Fall sein wird, so könnte ich bereits unter dem Rasen ruhen."

„Mein Vater ist schuldlos und ich vertraue fest darauf, daß der wirkliche Verbrecher ermittelt wird. Warten Sie nur noch einige Wochen, dann werden Sie erfahren, daß —"

„Mein Fräulein, ich bin Geschäftsmann,"

sagte der Bankier kalt, während er den Schuldschein wieder in sein Portefeuille legte, „ich muß vor allen Dingen mein eigenes Interesse wahren. Das kann Niemand mir verargen, in Geldangelegenheiten hat alle Gemüthlichkeit ein Ende. Können Sie mir für diese Forderung eine sichere Bürgschaft bieten?"

„Ich wüßte Niemand, der für uns solche Bürgschaft übernehmen würde," erwiderte Theodore. „Mein Vater hat keine Freunde —"

„Aber ein Schwager wohnt in dieser Stadt!"

„Auf ihn setzen Sie keine Hoffnungen!" sagte Tante Lisette, die ihrer Erregung kaum noch gebieten konnte. „Herr von Haldern ist mit seiner ganzen Familie zerfallen."

„So bleibt Ihnen nicht eine einzige Hilfsquelle?"

„Nein."

„Aber wovon wollen Sie leben?" fragte Herr Habakuk Hanke, und abermals heftete er den lauernden Blick auf das Mädchen, dessen Wangen leicht erglühten. „Vermögen haben Sie nicht, mit dem Onkel sind Sie zerfallen —"

„Ich glaube, wir sind nicht verpflichtet, diese indiskrete Frage zu beantworten," sagte Theodore entrüstet.

„Ich muß um die Beantwortung bitten,“ erwiderte der Bankier mit einer Entschiedenheit, welche die Damen nur zu deutlich erkennen ließ, daß sie von diesem Manne keine Schonung und Rücksicht zu erwarten hatten. „Die Gründe, die mich zu dieser Bitte veranlassen, liegen auf der Hand. Wenn Sie keine Subsistenzmittel haben, so werden Sie sich genöthigt sehen, Ihr Hab' und Gut vor und nach zu verpfänden oder zu verkaufen — bitte, unterbrechen Sie mich nicht, ich kenne das aus Erfahrung; zuerst verkauft man das Entbehrliche, und später folgt der Rest. Und ich hätte alsdann das Nachsehen!“

„Herr Hanke —“

„Verzeihen Sie, es wäre unbillig von Ihnen, wollten Sie verlangen, ich solle auf meine Forderung verzichten. Ich gebe zu, daß Sie sich in einer sehr unangenehmen, drückenden Lage befinden, aber darum dürfen Sie mir einen so großen Verlust nicht zumuthen.“

„Das ist auch nicht unsere Absicht,“ erwiderte Theodore, in deren Innerem Entrüstung mit wachsender Besorgniß kämpfte, „wir werden Alles aufbieten, um diese Schuld zu decken —“

„Sie können es nicht!“

„So wollen wir es versuchen.“

„Sie wollen arbeiten," sagte Hanke, mit ungläubigem Lächeln das kahle Haupt schüttelnd, „was wird dabei herauskommen? Im günstigsten Falle nur so viel, daß Sie das Leben fristen können, man weiß ja, wie Frauenarbeit bezahlt wird! Und darauf soll ich meine Hoffnungen bauen? Ich gebe Ihnen die Versicherung, Sie werden nicht einmal so viel verdienen, daß Sie die Zinsen dieser Schuld erübrigen können. Wenn ich unter solchen Verhältnissen Bedenken trage, Ihnen den gewünschten Ausstand zu bewilligen, so können Sie mir das wahrlich nicht übel nehmen, Jeder ist sich selbst der Nächste, und eine so namhafte Summe wirft Niemand ohne Weiteres zum Fenster hinaus."

„Und was verlangen Sie nun von uns?" fragte Tante Lisette, deren Entrüstung jetzt auch die Besorgniß überwog.

„Das Geld oder eine sichere Bürgschaft!"

„Wir haben Beides nicht."

„Dann muß ich zu meinem eigenen Bedauern die gerichtliche Klage anhängig machen," sagte der Bankier, sich erhebend. „Ich muß es thun, um meine Forderung sicher zu stellen."

„Wenn Sie dazu bereits entschlossen sind, so wäre es nutzlos, wollten wir Sie um Schonung

bitten," erwiderte Theodore, aus deren dunklen Augen der beleidigte Stolz blitzte. „Sie kennen unsere Lage, wenn Sie auf diese keine Rücksicht nehmen, so —"

„Ich hoffe noch immer, daß Sie diese Rücksicht nehmen werden," schnitt Tante Lisette ihr das Wort ab. „Weshalb wollen Sie uns unnöthige Kosten verursachen, zumal Sie durch dieselben durchaus nichts erreichen? Sobald wir zahlen können, werden wir es thun, und für die pünktliche Zahlung der Zinsen garantire ich Ihnen auch."

„Womit, Madame?" fragte Habakuk Hanke ironisch.

„Mit meinem Wort!"

„Diese Garantie kann mir nicht genügen, und auch ganz abgesehen hiervon, zwingen mich meine eigenen geschäftlichen Verhältnisse, das Kapital zurückzufordern; ich kann, wie gesagt, mit dem baaren Gelde mehr verdienen als sechs Prozent. Also haben Sie die Güte, der Sache ernst näher zu treten," fuhr er fort, indem er seinen Hut nahm, „vielleicht finden Sie einen Freund, der diese Forderung übernimmt."

„Das wäre eine vergebliche Hoffnung," sagte Theodore.

„Wer weiß!" erwiderte der Bankier achsel-

zuckend. „Ich will Ihnen eine Frist von acht Tagen bewilligen, nach dieser Zeit bin ich gezwungen, weitere Schritte zu thun.“

Er verbeugte sich leicht und ging hinaus, und Theodore, die am Fenster stand, sah ihn gleich darauf hastig die Straße hinunter wandern.

Herr Habakuk Hanke nannte sich Bankier, und er benutzte jede Gelegenheit, sich in die Brust zu werfen und mit seinem Reichthum zu prunken.

Ob dieser Reichthum wirklich so bedeutend war, wie es den Anschein hatte, wußte Niemand; Thatsache war es, daß der hagere Mann an der Börse spekulirte, daß er mit Häusern und Grundstücken handelte, Schmucksachen und Juwelen kaufte, Wechsel discontirte und Darlehen gab.

Und wenn man sagte, er sei ein Wucherer, so konnte man doch nicht behaupten, daß er ein Wucherer der gewöhnlichsten schmutzigsten Sorte war, er wußte entweder in dieser Beziehung den äußern Schein zu wahren, oder er begnügte sich wirklich mit mäßigen Zinsen; man konnte das eben nicht ermitteln, denn Diejenigen, die mit ihm in Geschäftsverbindung standen, sprachen über diesen Punkt nicht, und es wäre indiskret gewesen, sie darüber zu befragen.

Von seiner Vergangenheit war wenig bekannt.

Man wußte nur, daß sein Vater ein unbemittelter Handwerker gewesen war, und daß er selbst in einem Bankgeschäft seine ersten kaufmännischen Kenntnisse erworben hatte.

Später hatte er das einzige Kind eines vermögenden Mannes als seine Gattin heimgeführt, wie man wissen wollte, gegen den Willen ihres Vaters; der Schwiegervater war bald nach der Hochzeit, ohne ein Testament zu hinterlassen, gestorben.

Die Ehe war kurz und keineswegs glücklich gewesen, seit dem Tode seiner Frau lebte Herr Habakuk Hanke mit seiner Tochter und einer alten Magd allein in dem großen, elegant eingerichteten Hause.

Die nächsten Nachbarn, die begreiflicherweise sich etwas mehr um das Leben in diesem Hause bekümmerten, waren mitunter in Verzweiflung darüber, daß sie die Geheimnisse desselben nicht erforschen konnten, es unterlag ja für sie keinem Zweifel, daß es Geheimnisse in demselben gab.

In erster Reihe wäre es außerordentlich interessant gewesen, zu erfahren, welches Verhältniß zwischen Vater und Tochter bestand.

Angenehm konnte dieses Verhältniß nicht sein, Hedwig verließ selten das Haus, und wenn es geschah, so konnte man in ihrem keineswegs un=

schönen, aber auffallend bleichen Antlitz die deutlichen Merkmale einer gedrückten Stimmung finden. Und wie konnte es auch anders sein.

Hedwig führte in dem Hause des Vaters jedenfalls ein einsames, trostloses Leben. Theater Konzerte, Bälle, Landparthien — alles das bestand für sie nicht, sie kannte sie nur dem Namen nach, nur aus den Schilderungen, die sie dann und wann in einem Buche finden mochte.

Schon seit ihrer Kindheit hatte sie dieses einsame zurückgezogene Leben geführt, in Folge dessen war ihr auch keine Gelegenheit geboten worden, eine Freundin zu finden.

So war sie allein auf ihren Vater und mehr noch auf die alte Magd angewiesen, die schon zu Lebzeiten der Mutter in dem Hause gewesen war, und nach dem Tode der Letzteren des Kindes sich angenommen hatte.

Und die alte Barbara war auch immer so mürrisch und wortkarg, daß man Hedwig um diese Vertraute wahrlich nicht beneiden konnte.

Oft hatte eine neugierige Magd der Nachbarschaft gewagt, die alte Barbara auszuforschen, und dann auch sofort dieses Wagniß bereut, denn jedesmal war der Frage sofort eine grobe Antwort gefolgt.

Und doch lagen solche Fragen in der Natur der Sache, und Barbara hätte keine Ursache gehabt, so böse darüber zu werden. Konnte man doch fast täglich die keifende Stimme der alten Magd in dem Hause des Bankiers vernehmen, und daß dieses Keifen dem Hausherrn galt, war auch kein Geheimniß, man hörte ja dazwischen auch seine zornige Stimme.

Weshalb entließ er die Magd nicht? Hedwig war schon seit einigen Jahren alt und gewiß auch erfahren genug, um die Haushaltung zu führen, dann konnte eine jüngere Magd die groben Arbeiten verrichten, und Herr Habakuk Hanke hatte endlich Ruhe innerhalb seiner vier Pfähle.

Einmal, es war vor einem Jahre gewesen, hatte der Bankier am hellen Mittage eigenhändig die alte Person vor die Thüre geworfen, zum großen Ergötzen der Nachbarschaft und der Vorübergehenden. Barbara hatte darauf kaltblütig einen Schlüssel aus der Tasche geholt, die Hausthüre geöffnet und hinter sich wieder zugeworfen, und nach langem, vergeblichen Warten auf einen neuen Skandal war die neugierige Menge kopfschüttelnd aus einander gegangen. Wie war es nur möglich, daß der reiche Mann das Alles sich gefallen ließ?

Und weshalb hielt er sein Kind von Allem zurück? Weshalb gönnte er ihm keine Freude, kein Vergnügen? Und weshalb verkehrte er selbst mit gar keinem Menschen? Weshalb lud er niemals eine kleine Gesellschaft ein, wäre es auch nur deshalb gewesen, um seine Tochter in andere Kreise einzuführen?

Auf alle diese Fragen fand man nicht eine einzige befriedigende Antwort, und im Hause des Bankiers blieb's einen Tag wie den andern.

Auch jetzt waren die neugierigen Blicke einiger Nachbarn auf den hagern Herrn gerichtet, als er von seinem Besuch bei den Angehörigen Wesenfeld's heimkehrte.

Der Bankier sah es nicht, er öffnete die Hausthüre und ging in sein Bureau — was kümmerten ihn die Nachbarn!

Das Bureau glich mehr dem Privatkabinet eines reichen Mannes, als einem Bankcomptoir, und ein Comptoir sollte es auch nicht sein, denn Hanke besorgte seine Geschäfte allein, er besoldete nicht einmal einen Schreiber.

Daß er das Letztere nicht nöthig hatte, war für ihn nach zwei Seiten hin vortheilhaft, er sparte nicht nur das Salair, sondern er wahrte auch seine Geschäftsgeheimnisse, und

das Letztere war vielleicht für ihn die Hauptsache.

Da die Dämmerung schon ziemlich weit vorgeschritten war, zündete der Bankier die Gaslampe über dem Schreibtische an, dann öffnete er den eisernen Geldschrank, der in einer Ecke des Gemaches stand. Er nahm aus dem Portefeuille den Schuldschein Wesenfeld's und legte ihn in den Schrank, und in demselben Augenblick, in welchem er dies that, wurde die Hausglocke so heftig gezogen, daß der kleine Herr erschreckt zusammenfuhr.

Die alte Barbara mochte wohl auch unwillig darüber sein, der Bankier hörte deutlich ihr Schelten, als sie an seiner Thüre vorbeiging.

Gleich darauf trat Hugo Vorster ein, den Hut auf dem Kopfe und das dünne Spazierstöckchen mit dem goldenen Knopf in der Hand.

„Ich dachte schon, mein Haus stehe lichterloh in Flammen," sagte der Bankier unwillig, „Sie hätten beinahe die Schelle abgerissen."

„Haben Sie so zarte Nerven?" lachte Hugo. „Wenn Ihre alte Magd nicht halb taub wäre, würde ich —"

„Bah, die alte Barbara hört vielleicht besser wie Sie!" fiel Hanke ihm in's Wort.

„Dann war's Absicht, daß sie vor einigen Tagen mich dreimal läuten ließ, ehe sie öffnete," entgegnete der junge Mann, indeß er in einem Sessel Platz nahm. „Der alten eigenwilligen Hexe hätte ich längst den Laufpaß gegeben."

„Das ist rasch gesagt!"

„Und eben so rasch gethan."

„Ja, wenn man mit Sicherheit Ersatz zu finden wüßte!" sagte der Bankier achselzuckend. „Treue Dienstboten sind heutigen Tages selten."

Der Blick Hugo's ruhte forschend auf dem hagern Manne, der sich jetzt vor seinem Schreibtische niederließ.

„Ich glaube, Sie fürchten das Weib!" spottete er.

„Fürchten?" fuhr Hanke auf, den dieses Wort sehr unangenehm zu berühren schien. „Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Niemand."

„Wie kommen Sie denn zu dieser Vermuthung?"

„Sehr einfach. Was Sie sich von dieser Magd gefallen lassen —"

„Herr Vorster, darüber können Sie nicht urtheilen," sagte der Bankier ärgerlich. „Wenn man mit einem Dienstboten so lange zusammengelebt

hat, dann legt man nicht jedes Wort auf die Wagschale, und Meinungsverschiedenheiten können nicht ausbleiben, wenn nur zwei Menschen beisammen sind."

„Alles zugegeben, aber —"

„Bitte, brechen wir davon ab! Was führt Sie zu mir?"

„Sie können es errathen."

„Sie wollen wieder eine Anleihe machen."

„Getroffen, alter Freund!" erwiderte Hugo lachend, während er sein Cigarrenetui aus der Tasche holte. „Werden Sie nur nicht böse, Sie verdienen wahrhaftig genug dabei."

„Und das Risiko achten Sie gar nichts?" fragte der Bankier gereizt. „Sie haben Ihren Antheil an dem elterlichen Vermögen auf Heller und Pfennig erhalten."

„Wer hat Ihnen das vorgelogen?"

„Ihr Vater selbst hat es mir gesagt."

„Ach so — Sie waren bei ihm, um sich nach meinen Verhältnissen zu erkundigen?" spottete der junge Mann, und ein schneidender Hohn machte neben dem Spott sich geltend.

„Forderte das mein Interesse nicht?" fragte der Bankier achselzuckend. „Frühere Erfahrungen haben mich gewitzigt, und Sie können es mir

nicht übel nehmen, wenn ich Ihren eigenen Angaben mein volles Vertrauen nicht schenkte.“

„Und da gingen Sie zu meinem Stiefvater?“ fragte Hugo, der inzwischen seine Cigarre angezündet hatte. „Bei ihm erfuhren Sie die Wahrheit auch nicht.“

„Er sagte mir, Sie seien abgefunden, und nach seinem Tode würde von seiner Hinterlassenschaft kein Pfennig Ihnen zufallen.“

„Und das haben Sie geglaubt?“

„Natürlich. Weshalb sollte ich daran zweifeln?“

Der junge Herr lachte, es war ein gezwungenes und dabei recht höhnisches Lachen.

„Mein kluger Stiefvater hat Ihnen da einen Bären aufgebunden,“ sagte er. „Und wissen Sie, was er damit bezweckte?“

Herr Habakuk Hanke blickte seinen Gast betroffen an.

„Er wollte Sie abhalten, mir noch weiter zu borgen,“ fuhr Hugo spöttisch fort, „in meinem Interesse hat er Ihnen die Unwahrheit gesagt.“

„Sie wären also nicht abgefunden?“

„Bewahre. Das Vermögen meines Stiefvaters rührt zum größten Theil von meiner Mutter her —“

„Erlauben Sie, das ist ein Irrthum.“

„Keineswegs, Herr Hanke!“

„Ich habe Ihre Frau Mutter gekannt, als sie noch Wittwe Vorster war, sie besaß gar nichts.“

„In diesem Falle würde Herr Julius Rodenbach sie nicht geheirathet haben,“ sagte der junge Mann gelassen. „Sie werden zugeben, daß dieser Herr sein eigenes Interesse stets in den Vordergrund stellte —“

„Das thut Jeder,“ warf Hanke ein.

„Aber der Eine in höherem Grade als der Andere! Und aus Neigung hat Herr Rodenbach meine Mutter nicht geheirathet, das weiß ich aus zuverlässiger Quelle.“

„Mag sein,“ erwiderte der Bankier gedankenvoll, „aber trotzdem bleibe ich bei der Behauptung, daß die Wittwe Vorster unbemittelt war.“

Hugo zog sein Portefeuille aus der Tasche und holte ein Blatt Papier heraus, welches er entfaltete und dem Bankier überreichte. „Lesen Sie selbst,“ sagte er so gleichgiltig, als ob die ganze Sache für ihn nicht den mindesten Werth habe, „dieses Papier kann gewissermaßen als ein Testament meiner seligen Mutter betrachtet werden. Sie macht mich in diesem Dokument darauf aufmerksam, daß der größere Theil des Vermögens — aber lesen Sie selbst.“

Er lehnte sich in den Sessel zurück und blickte gedankenvoll den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nach, während Habakuk Hanke das Dokument mit ersichtlich steigendem Interesse las.

„Sollte sich also ein Testament vorfinden, in welchem mein Stiefvater mich zu Gunsten seines eigenen Sohnes enterbt, so würde ich auf Grund dieses Dokumentes das Testament anfechten," nahm er nach einer Pause wieder das Wort, „und daß ich den Prozeß gewinnen müßte, werden Sie ohne Zweifel zugeben."

Der Bankier nickte, der Inhalt des Dokumentes fesselte ihn noch immer.

„Ich glaube indeß nicht, daß ein solches Testament sich vorfinden wird," fuhr der junge Herr fort; „Herr Rodenbach mußte ja voraussehen, daß ich mich nicht dabei beruhigen würde, und sein eigenes Rechtlichkeitsgefühl protestirte ja auch dagegen."

„Und wenn er nun kein Testament hinterlassen hat?" fragte der hagere Herr, von dem Schriftstücke aufblickend.

„Dann muß mein Stiefbruder mit mir abrechnen."

„Einem Prozeß dürften Sie also unter allen Umständen entgegen sehen —"

„Ich hoffe das nicht. Und wenn es nicht zu vermeiden ist, dann aber auch energisch bis zur letzten Instanz! Ich habe mir von meinem Stiefvater Manches gefallen lassen, ich habe zu Manchem geschwiegen, um einen öffentlichen Eclat zu verhüten, jetzt aber wahre ich meine Rechte, mag daraus auch entstehen was will. Meinem Stiefbruder habe ich Frieden und Versöhnung angeboten, jetzt ist es an ihm, dafür zu sorgen, daß der Frieden nicht mehr gestört wird."

Der Bankier schüttelte das Haupt, so ganz klar schien ihm das Recht auf die Erbschaft noch nicht zu sein.

„Wie mein Bruder behauptet, hat der Verstorbene ein Testament hinterlassen," fuhr Hugo fort, während sein lauernder Blick verstohlen den hagern Herrn streifte, „morgen soll dasselbe geöffnet werden, und ich möchte Zehn gegen Eins wetten, daß ich darin nicht leer ausgehe."

„Wenn Sie das mit solcher Sicherheit wissen, wozu dann heute noch die neue Anleihe?" fragte Hanke.

„Wozu? Ich habe das Geld heute Abend nöthig."

„Wieder eine Ehrenschuld?"

„Das nicht allein, ich habe meine Freunde zu einem Souper geladen.“

„Am Begräbnißtage Ihres Stiefvaters?“

Der junge Herr schlug unwillkürlich die Augen nieder, aber wenn wirklich ein Gefühl der Beschämung in ihm aufgestiegen war, so währte dasselbe nur einen kurzen Moment.

„Was wollen Sie?“ erwiderte er leichthin. „Vor acht Tagen, als ich die Einladungen erließ, konnte ich nicht wissen, was in der nächsten Zeit sich ereignete, und jetzt die Einladungen zurückzunehmen, dazu habe ich keine Veranlassung. Jedermann weiß, auf welchem Fuße ich mit dem Verstorbenen gestanden habe, er war mir nur ein Stiefvater, und dies in der vollsten Bedeutung des Wortes. Man würde mich einen Heuchler nennen, wenn ich um den Verstorbenen trauerte, und was könnte mir die Maske nutzen? Also rücken Sie heraus mit dem Gelde, alter Freund, sobald ich in den Besitz meines Vermögens gekommen bin, werde ich meine Schulden insgesammt tilgen.“

Der Bankier hatte sich erhoben, er holte aus dem eisernen Schranke ein schweres Buch und legte es auf den Schreibtisch.

„Wozu das?“ spottete Hugo, als der hagere

Herr in dem Buche blätterte. „Ich habe mein Conto im Kopfe, es ist nicht nöthig, daß Sie mir die Zahlen schwarz auf weiß zeigen. 3200 und einige Thaler schulde ich Ihnen, wenn ich die Zinsen zum Kapital rechne, eine Bagatelle für den Erben des Herrn Julius Rodenbach.“

„Verkaufen Sie den Pelz nicht, ehe Sie den Fuchs haben,“ sagte Hanke in warnendem Tone. „Warten Sie die Testamentseröffnung ab! Welche Summe verlangen Sie jetzt?“

„500 Thaler.“

„Und wenn ich das Ganze verliere?“

„Fürchteten Sie das, so würden Sie mir keinen rothen Heller gegeben haben,“ sagte der junge Mann mit geringschätzendem Achselzucken. „Sie haben längst gewußt, daß mein Stiefvater mich nicht enterben konnte.“

„Sie sind im Irrthum!“

„Ich kenne Sie zu genau, als daß ich darüber Zweifel hegen könnte. Und nun zur Sache, meine Zeit ist gemessen.“

Habakuk Hanke blätterte noch eine Weile in dem Buche, dann schrieb er einige Zeilen nieder, die er dem jungen Mann mit der Aufforderung zur Unterschrift vorlegte.

Hugo wollte der Aufforderung nachkommen,

aber als er einen Blick auf den Schein warf, legte er die Feder wieder hin.

„Sie haben sich geirrt,“ sagte er, „ich wünsche nur 500 Thaler.“

„Ganz recht!“ nickte der Bankier gelassen.

„Und dafür soll ich eine Forderung von 750 Thaler anerkennen?“

„Wenn Sie das nicht wollen, so verzichte ich herzlich gerne auf dieses Geschäft.“

„Aber Sie erhalten vielleicht schon morgen Ihr Geld wieder!“

„Vielleicht! Für mich hat dieses Wort gar keinen Werth. Wenn Sie genöthigt werden, einen Prozeß zu beginnen, so kann ich möglicherweise erst nach Jahren mein Geld zurück erhalten. Das Risiko ist für mich so groß, daß —“

„Genug — hier ist der Schein!“ sagte Hugo rasch. „Hoffentlich ist es das letzte Geschäft, und da soll es mir auf die Kleinigkeit auch nicht ankommen.“

Der Bankier zählte Banknoten auf den Schreibtisch, und ein spöttischer Zug umzuckte dabei seine Lippen; er mochte wohl nicht daran glauben, daß dies das letzte Geschäft sein sollte.

„Wenn Sie die Erbschaft erhalten, dann hei=rathen Sie!“ versetzte er, und es klang wirklich

wie ein wohlgemeinter Rath eines aufrichtigen Freundes. „So sehr bedeutend wird die Erbschaft auch nicht sein, und bei Ihrer bisherigen Lebensweise kann man eine Million vergeuden!“

„Wenn ich nichts mehr habe, komme ich zu Ihnen!“

„Rechnen Sie darauf nicht, Sie könnten eine verschlossene Thüre finden!“

„Und wenn ich nun um die Hand Ihrer Tochter würbe?“ fragte der junge Mann mit einem erwartungsvollen Blick auf den Bankier, den diese Frage durchaus nicht zu befremden schien.

„Dann würde ich Ihnen sagen, beweisen Sie mir, daß Sie die Bahn des Leichtsinns verlassen haben, und ich Ihnen die Zukunft meines Kindes ruhig anvertrauen darf, dann finde ich für meine Person gegen Ihren Antrag nichts einzuwenden.“

„Also Bedingungen würden Sie mir doch stellen?“

„Nur solche Bedingungen, die mir für das Glück meines Kindes nothwendig scheinen,“ entgegnete der hagere Herr, während er mit dem seidenen Tuch eifrig den kahlen Schädel rieb. „Einem andern Herrn, der dieselbe Frage an mich richtete, habe ich in ganz anderer Weise geantwortet.“

„So wäre ich nicht der Erste?“

„Bewahre! Vor Ihnen war ein studirter Herr, ein Arzt, so schlau, mit meinem Gelde seine Existenz sichern zu wollen, er warb auch um die Hand meiner Hedwig und hatte dabei nur drei Patienten aufzuweisen, von denen zwei nicht einmal zahlungsfähig waren. Er wird nicht wagen, noch einmal zu kommen.“

„Also, wenn ich käme —“

„So würde ich den erwähnten Beweis von Ihnen fordern!“

Der junge Herr nickte befriedigt und nahm seinen Hut, und Herr Habakuk Hanke gab ihm das Geleite bis zur Hausthüre.

Eine Viertelstunde später trat der Bankier in sein Wohnzimmer, um sein Abendbrod zu verzehren, bevor er in die Gesellschaft ging, in der er die Stunden des Abends zu verbringen pflegte.

Hedwig saß an dem bereits gedeckten Tische und las, und wie der Schein der Lampe auf ihr Antlitz fiel, erschrak der hagere Herr über die Blässe ihrer Wangen, die ihm nie zuvor so wie in diesem Augenblicke aufgefallen war.

„Du fühlst Dich doch wohl?“ fragte er in einem Tone, den sie lange nicht mehr gehört

haben mochte, denn offenbar befremdet sah sie zu ihm auf.

„Die Langeweile, das ewige Einerlei in diesem Hause erdrückt mich,“ antwortete sie mit schüchterner Stimme.

„Die Langeweile?“ wiederholte er unwillig. „Dagegen ist Arbeit die beste Arznei. Die langweiligen Bücher machen Dich träge, die Romane taugen nichts für ein junges Mädchen.“

„Uud arbeite ich denn nicht?“ fragte Hedwig vorwurfsvoll. „Kann es Dich denn so sehr wundern, daß ich mich mitunter nach Abwechslung und Zerstreuung sehne?“

„Und wo würdest Du diese Zerstreuung suchen?“ fragte er lauernd, während er die Serviette über seine Kniee breitete.

„Wo andere junge Mädchen sie auch suchen.“

„Auf den Bällen?“

„Wenn ich Jemand hätte, der mich dahin begleitete —“

„So würdest Du mich nicht lange um Erlaubniß fragen?“ spottete der Bankier. „Ei, ei, das kommt ja immer besser, ich werde bald in meinem eigenen Hause keinen Willen mehr haben.“

„Wenn's so fortgeht, freilich nicht,“ sagte eine rauhe Stimme, und im nächsten Augenblicke

stellte die alte Barbara die Schüsseln auf den Tisch. „Fräulein Hedwig ist krank, Sie sollten einen Arzt zu Rathe ziehen.“

Der hagere Mann zog die Brauen finster zusammen.

„Den Doktor Warner, nicht wahr?“ fragte er höhnisch.

„Der wäre allerdings der Beste!“ antwortete die alte Magd mit unverkennbarem Trotze.

„Natürlich, dieser Herr von Habenichts wäre hier sehr willkommen,“ fuhr der Bankier zornig auf. „Aber daß daraus nichts wird und niemals etwas werden kann, das meine ich nun so oft gesagt zu haben, daß man es wohl wissen könnte.“

Hedwig hatte die Augen gesenkt, ein leiser Seufzer entrang sich ihren Lippen.

„Und daß daraus dennoch und trotz alledem etwas wird, das behaupte ich heute noch,“ erwiderte Barbara mit einer Entschiedenheit, die keinen Widerspruch dulden zu wollen schien.

„Unsinn! Doktor Warner wird klug genug sein, zu wissen, daß ich mein Wort nicht zurücknehme, und daß eine solche Jugendliebe, die sich aus den Jahren der Kindheit herdatirt, kein festes Fundament hat. Das sind Thorheiten, die man vergißt, sobald man zu der Ueberzeugung

gelangt, daß man das ersehnte Ziel nicht erreichen kann."

„Doktor Warner weiß, daß er es erreichen wird."

„Dann weiß er mehr, wie ich."

„Und ich weiß auch mehr, wie Ihnen lieb ist," sagte Barbara, und wieder klang der herausfordernde Trotz durch.

Der Bankier ließ sich in seiner Beschäftigung durchaus nicht stören, er zerlegte den gebratenen Hahn mit der Geschicklichkeit eines in solchen Dingen geübten Feinschmeckers, aber das hinderte ihn nicht, der alten Frau einen zornflammenden Blick zuzuschleudern.

„Allzu vieles Wissen kann gefährlich werden," erwiderte er.

„Wie gefährlich es Ihnen werden kann, ahnen Sie vielleicht nicht."

„Pah, denken Sie nur immer an das Sprichwort von der Grube, es sollte mich nicht wundern, wenn Sie einmal hineinstürzten!"

„Wenn Sie das ermöglichen könnten —"

„Dann würde ich es thun, das bedarf keiner Frage. Und nun lassen Sie mich in Ruhe, Ihr Platz ist in der Küche."

Hedwig sah die alte Frau bittend an und

Barbara verstand den Wink, sie verließ das Zimmer.

„Das Weib nimmt sich zu viel heraus," brummte Hanke mit einem scheuen lauernden Blick auf seine Tochter. „Dies ist der Dank, wenn man Dienstboten das Gnadenbrod giebt."

Das Mädchen schwieg.

„Weshalb antwortest Du nicht?" fragte er barsch.

„Dieser Punkt ist so oft erörtert worden, Papa, daß ich wirklich nicht weiß, welche Antwort ich geben soll. Ich billige das Auftreten Barbara's nicht, aber auf der andern Seite muß ich auch immer wieder daran denken, daß sie uns seit langen, langen Jahren eine treue Dienerin gewesen ist."

„Und daneben eine Spionin!"

„Das kann ich nicht glauben."

„Spielt sie nicht immer auf Geheimnisse an, die sie erforscht haben will? Und kann sie dieselben auf einem andern Wege als auf dem der Spionage erforscht haben?"

„Wer so lange in einem und demselben Hause gedient hat, der muß ja Manches erfahren, was fremden Personen ein Geheimniß bleibt," sagte Hedwig, leicht das Haupt wiegend, „und ich

meine, daraus könne man ihm kein Verbrechen machen."

„Auch dann nicht, wenn er diese Geheimnisse als eine Waffe gegen seine Herrschaft benutzt?" fragte der Bankier scharf. „Ich habe diese Drohungen satt, hier unter meinem Dache darf nur mein Wille gelten, Demüthigungen von meiner Magd lasse ich mir nicht mehr gefallen!"

Er warf in sichtbarer Entrüstung die Serviette auf den Tisch und erhob sich, der kleine Wortwechsel hatte ihn mehr aufgeregt, als er äußerlich verrathen wollte.

Besorgt blickte Hedwig zu ihm auf, sie begriff das nicht.

Wie oft hatten in ihrer Gegenwart solche Auftritte stattgefunden, und glaubte sie dann, der Vater werde nun ein Ende machen und Barbara entlassen, so war in der nächsten Stunde wieder Alles im alten Geleise.

Wie gesagt, sie begriff das nicht, sie ahnte nur, daß die alte Frau eine furchtbare Waffe besitzen müßte.

Herr Habakuk Hanke schritt einigemal auf und nieder, dann trat er vor den Spiegel, vor dem er eine geraume Weile, wie in Sinnen versunken, stehen blieb.

„Daher kommt Deine Unzufriedenheit,“ brach er endlich das Schweigen, und seine Stimme klang hart und unfreundlich, „Du denkst nur an diesen Herrn von Habenichts, und die dummen Romane bestärken Dich in der Hoffnung, daß ich meinen Kopf beugen und mein Wort zurücknehmen werde. Und ich sage Dir noch einmal, es ist eine Thorheit, die man vergessen muß! Mir liegt es ob, den Gatten für Dich zu wählen und für Deine Zukunft Sorge zu tragen, und diese Pflicht werde ich erfüllen.“

„Und wenn ich Dir nun noch einmal sage, Papa, daß ich nur an der Seite Paul's mein Lebensglück finden kann —“

„So werde ich Dir darauf abermals erwidern, daß dies nichts weiter als eine alberne Idee, die Idee eines unerfahrenen Kindes ist, zu der die aus der blauen Luft gegriffenen Romane den Grund gelegt haben.“

„Gewiß nicht, ich —“

„Schweige, ich weiß das besser!“ sagte der hagere Herr mit scharfer Betonung. „Ich will diesen Unsinn nicht mehr hören. Es ist Zeit, daß ich der Sache ein Ende mache, und dies wird am kürzesten dadurch erreicht, daß ich einen Gatten für Dich wähle.“

Er stand, während er dies sagte, mit Hut und Stock in der Hand, schon an der Thüre, und da er eine Antwort auf seine Erklärung überflüssig fand, so sah Hedwig im nächsten Augenblicke sich allein in dem eleganten Zimmer.

Auch über ihr bleiches Antlitz zuckte ein Wetterleuchten, sie mußte sich ja tief verletzt und in ihren heiligsten Gefühlen beleidigt fühlen, und wenn diese despotische Behandlung den Trotz in ihr weckte, so konnte das wahrlich Niemand wundern.

„Er ist fort," sagte Barbara eintretend, und in dem Tone, den sie anschlug, klang ein verbissener Groll, ja ein unversöhnlicher Haß durch; „was mag er nun im Schilde führen?"

Hedwig sah die alte Frau ernst und voll an.

„Wollen Sie mich denn nie in das Geheimniß einweihen, mit welchem Sie meinem Vater drohen?" fragte sie.

„Nie, wenn ich es vermeiden kann," antwortete die alte Frau, und es klang fast wie ein feierlicher Schwur. „Aber wenn er nicht anders will, wenn er mich zwingt zu reden, dann —"

Sie brach ab und es schien, als ob ihr schon der Gedanke an diese Möglichkeit Entsetzen bereite.

Erwartungsvoll, mit fieberhafter Spannung, ruhte der Blick Hedwig's auf ihr.

„Ist das Geheimniß so furchtbar?“ fragte sie.

„Forschen Sie nicht, ich kann es nicht enthüllen!“

„Sie sagten, Paul werde das Ziel erreichen —“

„So gewiß, wie ich hier vor Ihnen stehe.“

„Wenn Sie die Macht haben, den Eigensinn meines Vaters zu beugen, weshalb zögern Sie, davon Gebrauch zu machen?“

Barbara starrte in Brüten versunken vor sich hin.

„Weshalb ich zögere?“ fragte sie, wie aus einem Traume erwachend, während sie mit der rauhen Hand über ihre Stirne strich. „Ich will es Ihnen sagen, Hedwig, aber Sie müssen verschwiegen sein, Ihr Vater darf keine Silbe davon erfahren.“

„Liegt es denn nicht in meinem eigenen Interesse zu schweigen?“

„Freilich, aber in einem Augenblicke der Erregung könnte Ihnen ein unbedachtes Wort entschlüpfen.“

„Ich werde streng auf mich achten, um dies zu verhüten!“

„Das müssen Sie. Also hören Sie! An

Ihrem nächsten Geburtstage werden Sie großjährig, und an diesem Tage werde ich Ihnen das Testament Ihrer Mutter überreichen."

„Das Testament meiner Mutter?" rief Hedwig überrascht.

„Ja, sie hat es mir anvertraut mit der Bestimmung, daß ich es an jenem Tage Ihnen übergeben soll.

„Und welche Bestimmungen enthält es?"

„So genau kenne ich sie nicht, aber ich weiß, daß diese Bestimmungen Sie von den Fesseln befreien werden, die so lange Sie gedrückt haben."

„Ich verstehe das nicht."

„Warten Sie es ab. Das Testament ist bei einem Notar deponirt, es darf nur mir ausgehändigt werden."

„Und weshalb gab es die Mutter nicht meinem Vater?"

„Weil sie fürchtete, daß es alsdann nicht in Ihre Hände kommen werde."

„Barbara!" rief das Mädchen entrüstet.

Die alte Frau erhob das Haupt und ein seltsamer Zug umzuckte ihre Mundwinkel.

„Ich darf und werde Ihnen nicht Alles sagen, was ich weiß, und was ich erlebt habe in diesem Hause," versetzte sie, „wozu auch? Ich habe Ihrer

seligen Mutter gelobt, über Sie wachen zu wollen, und Sie nicht zu verlassen, bis das Glück Ihres Lebens gegründet ist. Und daß ich dies Gelübde erfüllen werde, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

„Werden Sie bei mir bleiben, so lange Sie leben?" erwiderte Hedwig.

„Wenigstens so lange, bis Herr Doktor Paul Warner Sie als seine Gattin heimgeführt hat. Wenn das geschehen ist, dann ist meine Aufgabe erfüllt, und es wird geschehen, mag auch Ihr Vater noch so sehr sich dagegen sträuben."

„Und was hat er gegen Paul?" fragte Hedwig in vorwurfsvollem Tone. „Mit welchem Recht durfte er ihn zurückweisen, da doch sein Charakter und seine gesellschaftliche Stellung —"

„Was fragt Herr Habakuk Hanke darnach!" fiel Barbara ihr mit schneidendem Hohne in die Rede. „Ja, die gesellschaftliche Stellung möchte wohl in die Wagschale fallen, aber der Charakter eines Menschen hat für ihn keinen Werth. Seine erste Frage gilt dem Gelde, und Doktor Warner kann auf diese Frage leider keine befriedigende Antwort geben."

„Was liegt denn daran?" erwiderte Hedwig, in deren Seele jetzt auch der Trotz sich zu regen

schien. „Paul hat sein Auskommen, er will auf meine Mitgift verzichten.“

„Das ist Thorheit! Sie sollen Ihr Vermögen auf Heller und Pfennig erhalten, dafür sorge ich.“

„Aber es wird Kämpfe kosten!“

„Ich glaube kaum. Wenn ich einmal rede, wenn ich ihm zeige, mit welcher furchtbaren Waffe ich ihn vernichten kann, dann wird er Alles bewilligen, was ich verlange.“

„So thun Sie es jetzt!“

„Nein; ich warte, bis Sie großjährig sind, ich will erst dann zum Aeußersten schreiten, wenn er Ihnen das Recht verweigert. Sie sollen zuerst mit ihm reden, ihm das Testament Ihrer seligen Mutter vorlegen und Ihr Vermögen fordern, Sie sollen ihn auffordern, das harte Wort zurückzunehmen, das er dem Herrn Doktor gesagt hat, und wenn er dessen sich weigert —“

„Er wird es thun!“

„Dann komme ich, und ihn wird's gereuen, daß er nicht nachgegeben hat, da er nun dem Zwang folgen muß Und nun,“ sagte Barbara, indem sie das Haupt erhob und dem Mädchen einen Blick voll Liebe und Güte zuwarf, „nun wollen wir für heute davon abbrechen.“

Hedwig hätte gerne noch eine Frage an die

alte Frau gerichtet, war doch für sie das Räthsel noch immer nicht gelöst, aber Barbara verließ sofort das Zimmer, sie wollte jeder weiteren Frage ausweichen.

7.

„Somit könnte die Feierlichkeit nun beginnen,“ sagte Hugo ironisch, als der Friedensrichter die Gerichtssiegel von dem Sekretär abnahm.

Georg warf seinem Bruder einen vorwurfsvollen Blick zu und öffnete die Klappe des Sekretärs.

„Das Kürzeste wäre wohl, wenn kein Testament gefunden würde,“ fuhr Hugo fort, während er die Asche von seiner Cigarre abstrich und dann wieder behaglich in den Sessel sich zurücklehnte. „Wir würden in diesem Falle uns gewiß bald einigen, und es läge für Keinen von uns eine Veranlassung vor, Haß und Groll dem Verstorbenen nachzutragen.“

„Daß dies von meiner Seite geschehen könnte, fürchte ich nicht,“ erwiderte Georg; „was auch dieses Testament enthalten mag, ich werde meinem Vater deshalb nicht grollen.“

Er übergab das Dokument dem Friedens-

richter, der die Siegel, nachdem er sie sorgfältig geprüft und unverletzt gefunden hatte, erbrach und das Schriftstück entfaltete.

Georg ließ sich nun auch wieder nieder, und der Friedensrichter begann:

„Ich Endesunterzeichneter, Julius Rodenbach, erkläre vorab, dieses Testament eigenhändig ge- und unterschrieben zu haben.

„Bevor ich dazu übergehe, über mein Vermögen zu verfügen, bin ich meinem Sohne die Erklärung der Gründe schuldig, die mich bewegen, ja zwingen, Verfügungen zu treffen, die seinen Erwartungen voraussichtlich nicht entsprechen.“

Hier warf Hugo einen lauernden Blick auf seinen Stiefbruder, der seine Ueberraschung nicht verbergen konnte.

„Zur Sache also!“ fuhr der Friedensrichter fort, der inzwischen geräuschvoll eine Prise genommen hatte. „Unglückliche Spekulationen hatten mich dem Ruin nahe gebracht, und vielleicht wäre es besser für mich und auch für Andere gewesen, wenn ich die Trümmer meines Vermögens zusammengerafft und die Heimath verlassen hätte. Ich stand allein in der Welt, und ich mußte mir sagen, daß meine Rolle ausgespielt sei, daß ich aber immer noch genug besitze, um mit redlichem

Fleiß mir eine gesicherte Existenz aufzubauen. Ich schwankte noch in meinen Entschlüssen, als ich die junge Wittwe Vorster kennen lernte, die anscheinend unbemittelt mit ihrem kleinen Sohne Hugo ein sehr zurückgezogenes Leben führte.

„Ich sage, sie war anscheinend unbemittelt, aber, wie so oft der Schein trügt, that er es auch hier. Die junge Wittwe besaß ein sehr bedeutendes Vermögen in Werthpapieren, aber Niemand sollte davon etwas erfahren.

„Vielleicht war es Furcht, daß sie beraubt werden könne, was sie bewog, diesen Besitz zu verheimlichen, ich erfuhr das Geheimniß durch einen glücklichen Zufall, und da mein Herz sich ohndies zu der schönen Frau hingezogen fühlte, so zögerte ich nicht lange und warb um ihre Hand."

„Und das soll mein Vater geschrieben haben?" fragte Georg, der seiner Erregung nicht länger gebieten konnte. „Nur ihres Vermögens wegen sollte er meine Mutter geheirathet haben? Das kann ich nicht glauben."

„Und weshalb wäre es unglaublich?" erwiderte Hugo mit geringschätzendem Achselzucken. „Es war die beste Spekulation, die er in seinem ganzen Leben gemacht hat! Sagte ich Dir nicht

gestern, Dein Vater werde sich zehnmal besinnen, ehe er mich enterbe?"

„Bitte, lassen Sie mich einen Blick auf die Handschrift werfen," wandte Georg sich zu dem Friedensrichter.

Der Blick Hugo's ruhte unverwandt auf dem Stiefbruder, der sich über das Dokument beugte, und in diesem Blicke lag ein ganz unbeschreiblicher Ausdruck.

„Lesen Sie weiter!" bat Georg nach einer Pause, und der Ton, in welchem er diese Worte sprach, verrieth, daß er keine Hoffnung mehr hegte.

Hugo athmete auf und lehnte sich, sichtbar befriedigt, wieder zurück.

„Ja, lesen Sie weiter," fügte er hinzu, „was Sie bisher gelesen haben, wußte ich schon längst, und für mich liegt keine Veranlassung vor, die Echtheit dieses Dokumentes zu bezweifeln. Herr Julius Rodenbach hat sich gedrungen gefühlt, die Wahrheit einzugestehen, das ist dann wenigstens ehrlich, und wenn diese Ehrlichkeit auch etwas spät kommt, so muß man sie doch anerkennen."

„Ich will hier meiner Gattin das ehrenvolle Zeugniß geben, daß sie mir eine treue und sorgsame Hausfrau gewesen ist," fuhr der Friedens-

richter jetzt wieder fort, „gesegnet sei ihr Andenken!

„Weniger war ich mit ihrem Sohne zufrieden, dessen Erziehung größere Strenge erfordert hätte. Die Mutter verhätschelte ihn und meine Strenge hatte zur Folge, daß schon früh der Trotz und Groll gegen den Stiefvater in ihm geweckt wurden. Es war nicht meine Schuld, und vielleicht hätte ich es dennoch verhüten können!

„Hugo war geistig begabt, er hatte gute Anlagen, aber eine ihm angeborene Trägheit ließ ihn nicht zu ernstem Schaffen kommen. Später gerieth er in böse Gesellschaft, die ihn auf die Bahn des Leichtsinnes brachte.

„Meine Ermahnungen fruchteten nichts, meinen Vorwürfen setzte der Jüngling seinen Trotz entgegen, und so konnte der Bruch nicht ausbleiben, zumal die Mutter, die einzig und allein zwischen uns hätte vermitteln können, nicht mehr unter den Lebenden war. Es wäre unklug gewesen, hätte ich ihm sein ganzes Vermögen ausgezahlt, und zwar unklug nach zwei Seiten hin. Auf der einen Seite mußte ich voraussehen, daß er dieses Vermögen vergeuden und bald wieder ein Bettler sein würde, auf der andern Seite konnte ich das Geld benutzen, um mein Vermögen, eventuell

das Vermögen meines eigenen Sohnes zu vermehren.“

„Auch dieser Grund war mir bekannt,“ warf Hugo ein. „Sehr ehrenhaft finde ich ihn nicht, aber ich lasse ihn gelten, er stützt sich auf den Grundsatz, daß Jeder sich selbst der Nächste ist.“

„Dieser Grundsatz lag stets meinem Vater fern,“ erwiderte Georg mit einem zürnenden Blick auf den Stiefbruder, der eben eine neue Cigarre anzündete, „wo es galt, ein gutes Werk zu thun, konnte er ohne an sich zu denken die größten Opfer bringen.“

„Ja, wenn dieses gute Werk mit allen Glocken ausgeläutet wurde.“

Georg wollte von seinem Sitz emporfahren, aber er bezwang sich und begnügte sich mit einem verächtlichen Blick, im Beisein des Richters wollte er diesen Streit nicht weiter führen.

„Ich sicherte dadurch auch dem Sohne meiner heimgegangenen Gattin die Möglichkeit, eine Zukunft zu gründen,“ nahm der Friedensrichter die unterbrochene Lektüre wieder auf, „indem ich dabei von der Hoffnung ausging, daß er bis zu meinem Tode zur Erkenntniß kommen werde. Waren ihm die Mittel entzogen, seine verschwenderische Lebensweise fortzusetzen, so mußte er wohl,

wenn er nicht darben wollte, sich nach lohnender Arbeit umschauen, und bei seinen Kenntnissen und seinem Talent konnte es ihm nicht schwer fallen, solche Arbeit zu finden. Ich hoffe, er wird bei der Eröffnung dieses Testaments meine Gründe anerkennen und mir danken dafür, daß ich ihm sein Vermögen auf diesem Wege gesichert habe.

„Ich komme nun zur Verfügung über meine Hinterlassenschaft. Das Vermögen meiner Frau betrug 80,000 Thaler, es war der Wille meiner Gattin, daß dasselbe ungetheilt ihrem Sohne erhalten bleiben solle. Ich habe ihr das versprochen, und ich erwarte von meinem Sohne Georg, daß ihm das Versprechen seines Vaters heilig sein wird.

„Hugo Vorster hat, wie sich dies auch aus meinen Büchern ergiebt, eine Summe von 15,000 Thalern bereits erhalten, sonach sind ihm aus meiner Hinterlassenschaft 65,000 Thaler aus- ßzuzahlen; auerdem ist die Hälfte meines Hauses und Grundbesitzes sein Eigenthum.

„Ich schätze den Werth meines Hauses auf 20,000 Thaler und überlasse es in erster Reihe meinem Sohne Georg, ob er das Haus für sich behalten oder dasselbe seinem Stiefbruder ab-

treten will. Im ersten Falle hat er seinem Stiefbruder 10,000 Thaler zu zahlen, und zwar 5000 Thaler sofort, die übrigen 5000 in jährlichen Raten von 1000 Thaler.

„Sodann vermache ich meiner Haushälterin, Fräulein Louise Braun, in Anerkennung ihrer langjährigen treuen Dienste, die Summe von 5000 Thaler, von denen Georg die Hälfte und Hugo Vorster die andere Hälfte zu zahlen hat.

„Mein ganzes übriges Vermögen erbt mein Sohn Georg, dem ich außerdem meinen väterlichen Segen hinterlasse."

Der Friedensrichter legte das Dokument auf den Tisch und blickte die beiden Herren erwartungsvoll an.

„Fühlt einer von Ihnen sich veranlaßt, gegen dieses Testament Einspruch zu erheben?" fragte er.

„Ich erkenne es an in der Voraussetzung, daß mein Stiefvater mein Vermögen richtig berechnet hat," erwiderte Hugo.

Georg zögerte mit der Antwort, seine Hand, die vor Erregung zitterte, griff nach dem Dokument, es berührte ihn so manches Wort in diesem Schriftstück so fremd und seltsam, daß er immer wieder den Zweifeln nachgeben mußte, die in seiner Seele aufstiegen.

Sein Blick ruhte lange forschend auf den Schriftzügen, er konnte nicht leugnen, es war die feste, kräftige Handschrift seines Vaters. Und wie wäre auch ein Zweifel berechtigt gewesen, da man ja das Dokument in dem verschlossenen und später versiegelten Sekretär gefunden hatte!

„Solltest Du Zweifel hegen, so steht dem Protest gegen das Testament ja nichts im Wege!“ sagte Hugo spöttisch. „Ich werde in diesem Falle vor Gericht Dokumente vorlegen, aus denen evident hervorgeht, daß das Vermögen von mütterlicher Seite herrührt.“

Wie aus einem Traume erwachend, blickte Georg den Bruder an.

„Kannst Du das wirklich beweisen?“ fragte er.

„Würde ich's behaupten, wenn ich es nicht könnte?“

„So bleibt mir wohl nichts Anderes übrig, als das Testament anzuerkennen,“ wandte Georg sich zu dem Richter, und seine zitternde Stimme verrieth die innere Erregung. „Es ließe sich Manches dagegen einwenden, aber ich bin kein Freund von Prozessen, und so verzichte ich auf das Recht des Einwurfes.“

Hugo nickte befriedigt, er bot dem Richter ein Glas Wein und eine Cigarre an, aber der

Letztere lehnte beides ab; nachdem er sein Protokoll fertig hatte, verließ er das Haus.

Mit großen Schritten durchmaß Georg das Zimmer, während Hugo, behaglich im Sessel zurückgelehnt, seine Cigarre rauchte und ab und zu an dem Glase, welches vor ihm stand, nippte.

„Daß das Testament, wenn ein solches überhaupt gefunden würde, diesen Inhalt haben würde, wußte ich längst," brach der Letztere endlich das Schweigen. „Dein Vater hätte es mit seinem Gewissen nicht vereinbaren können, wollte er mich um das Vermögen meiner Mutter betrügen, und in diesem Punkte war er, so weit ich ihn kennen gelernt habe, ehrlich."

Georg war stehen geblieben, er verschränkte die Arme auf der Brust und sah den Stiefbruder fest an.

„Wenn Du das wußtest, weshalb fordertest Du nicht längst auf gerichtlichem Wege das Vermögen Deiner Mutter?" fragte er. „Nach Deiner Großjährigkeit konnte es Dir nicht mehr vorenthalten werden, das Urtheil wäre unzweifelhaft zu Deinen Gunsten ausgefallen."

Hugo zuckte die Achseln.

„Du sagtest vorhin, Du liebtest die Prozesse nicht," erwiderte er, „ich stehe auf demselben

Standpunkte und halte gerne Frieden mit Jedem. Wäre mein Vermögen durch gewagte Spekulationen gefährdet gewesen, so würde ich freilich mich genöthigt gesehen haben, meine Rechte zu wahren, aber bisher hatte ich dazu keine Veranlassung."

„Und muß es mir nicht auffallen, daß mein Vater mir von alledem niemals eine Silbe gesagt hat?" entgegnete Georg. „Sage nicht, er habe es deshalb nicht gethan, um mir eine Enttäuschung zu ersparen, im Gegentheil, er hat mir manche unangenehme Mittheilung ohne Rückhalt gemacht mit der ruhigen Bemerkung, ein Mann von Charakter müsse jedem Sturme kühn die Stirne bieten, und was der nächste Augenblick auch bringen möge, kein noch so schwerer Schicksalsschlag dürfe den Nacken des Mannes beugen. Er hätte mir sagen müssen, daß ich nach seinem Tode auf mein Einkommen allein angewiesen sei —"

„Pah, das ist nun auch wieder Uebertreibung!"

„Keineswegs, wenn ich auch meine Behauptung nicht wörtlich nehmen will," fuhr Georg fort, indem er einen Brief aus seiner Tasche zog. „Ich habe heute Morgen von dem Bankier meines

Vaters einen Rechnungsauszug erhalten, aus welchem das Vermögen des Verstorbenen —"

„Und wie groß ist die Summe?" fragte Hugo lebhaft.

„Achtzigtausend Thaler!"

„Nicht mehr?"

„Einige Hundert Thaler," sagte Georg achselzuckend.

„Wesenfeld hat 10,000 Thaler von ihm erhalten, er muß diese Schuld tilgen."

„Wesenfeld? Er soll die Schuld tilgen?"

„Oder seine Angehörigen," erwiderte Hugo lakonisch. „Du wirst ihnen diese bedeutende Summe doch nicht schenken wollen? Wenn Du den Bedingungen nachkommst, die in dem Testament Deines Vaters enthalten sind, so bleiben Dir, nachdem Du mich abgefunden hast, noch 5000 Thaler und dieses Haus, abgesehen von den Schätzen, welche dieses Haus vielleicht in seinem Innern birgt. Von diesen 5000 wirst Du 2500 an die Erben der Haushälterin abgeben müssen. Und dabei willst Du auf eine Forderung von 10,000 Thaler verzichten?"

„Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren!

„Wenn man damit sich begnügen will —"

„Lassen wir das," sagte Georg unwillig, „ich muthe Dir nicht zu, diese Forderung zu übernehmen, und was ich in Bezug auf dieselbe zu thun gedenke, das ist meine Sache. Du sprachst von Schätzen, die in diesem Hause aufgespeichert sein könnten, ich kann Dir die Versicherung geben, daß außer dem Mobiliar —"

„Na, na, Herr Julius Rodenbach hat auch nicht sein ganzes Vermögen dem Bankier übergeben!" warf Hugo ein.

„Er hat bei ihm seine Aktien und Obligationen deponirt."

„Auch seine Hypothekakten?"

„Hypothekforderungen hatte mein Vater nicht. Ich bin bereit, Dir das Haus zu überlassen."

„Hast Du einen besondern Grund dazu?" fragte Hugo mit einem lauernden Blick auf den Stiefbruder, der seine Wanderung wieder aufgenommen hatte.

„Ich meine, der Grund liege nahe," antwortete Georg mit erzwungener Ruhe. „Das Haus hat mein Vater zu 20,000 Thaler abgeschätzt, und ich kann in meinen jetzigen Verhältnissen ein so theures Haus nicht bewohnen. Mir genügt eine einfache Wohnung, die ich zu 200 bis 300 Thaler jährlich erhalten kann."

„Und mir paßt dieses Haus auch nicht!“

„Du hast jetzt die Mittel —“

„Den vornehmen Herrn herauszukehren? Lieber Gott, was bleibt mir denn, wenn ich ein solider Philister werden will? Uebernehme ich das Haus, so bleibt mir ein Kapital von etwa 50,000 Thaler, dieses Kapital zu fünf Prozent verzinst, sichert mir eine jährliche Einnahme von 2500 Thaler. Kann ich davon in der bisher gewohnten Weise leben?“

„Das ist Deine Sache,“ erwiderte Georg, „ich habe Dir in dieser Beziehung keine Vorschriften zu machen, und eben so wenig möchte ich Dir einen Rath geben. Unsere Wege waren längst getrennt, und sie werden es auch voraussichtlich bleiben, wir können in unseren Anschauungen niemals mit einander übereinstimmen.“

„Das hat schon Dein Vater mir gesagt.“

„That er es, so traf er das Richtige.“

„Und das Haus mußt Du behalten.“

„Aus welchem Grunde?

„Weil so viele Erinnerungen an Deinen Vater sich an dasselbe knüpfen,“ sagte Hugo, und in dem Tone, den er jetzt anschlug, lag ein unverkennbarer Hohn.

„Sind diese Erinnerungen Dir auch jetzt noch

unangenehm, nachdem Du selbst meinem Vater das Zeugniß geben mußt, daß er ein Ehrenmann ist?" fuhr Georg entrüstet auf.

„Keineswegs, aber —"

„Sprich Dich offen aus!"

„Mir gefällt dieses Haus nicht."

„Du willst es also nicht übernehmen?"

„In meinem Wunsch liegt es nicht."

„Aber ich habe das Recht, es an Dich abzutreten!"

Hugo nahm mit zitternder Hand die Cigarre, die er auf den Rand des Tisches gelegt hatte, wieder auf, und der Blick, der dabei aus seinen Augen den Stiefbruder traf, schien erforschen zu wollen, ob Georg bei diesem Entschluß wohl beharren würde.

„Ich weiß nicht, ob ich in diesem Falle verpflichtet bin, das Haus zu übernehmen," sagte er.

„Allerdings wärst Du es; das Testament räumt mir ausdrücklich das Recht der Abtretung ein."

„Und der Grund dieser Abtretung liegt für Dich weniger in Deinen Vermögensverhältnissen, als in Deiner Abneigung gegen das Haus selbst," sagte Hugo, während sein forschender Blick verstohlen das verstörte Gesicht des Bruders streifte; „ist es nicht so?"

„Daß die letzten Erinnerungen, die für mich an dieses Haus und speziell an dieses Zimmer sich knüpfen, mir nicht angenehm sein können, das muß Jeder begreifen," erwiderte Georg, „und für meinen Entschluß, das Haus an Dich abzutreten, muß dies auch maßgebend sein. Für Dich existiren diese Erinnerungen nicht, Du hast die Leichen nicht gesehen —"

„Dennoch verzichte auch ich auf den Besitz des Hauses," fiel Hugo ihm in's Wort. „Mir genügt meine jetzige Wohnung, und ich denke noch nicht daran, den eigenen Herd zu gründen. Und was sollte auch mit dem Mobiliar dieses Hauses geschehen? Uebernehmen würde ich es auf keinen Fall, weil es meinem Geschmack nicht entspricht, es müßte also auf alle Fälle versteigert werden. Da wäre es denn das Beste, wenn wir das Haus sammt der Ausstattung so bald und so gut wie möglich verkaufen, und wenn Du die Sorge dafür übernehmen willst, so wirst Du mich dadurch zu großem Dank verpflichten. Der Auszahlung meines Baarvermögens würde ja dadurch kein Hinderniß entgegengestellt."

Georg stand in Nachdenken versunken am Fenster. Das Alles war so plötzlich auf ihn eingestürmt, daß er es so rasch nicht fassen konnte. Er

hatte von Jugend auf die Ueberzeugung gehegt, daß er einst das gesammte Vermögen seines Vaters erben werde, und wenn auch das Gold sein Götze nicht war, so betrachtete er es doch als eine angenehme Zugabe, mit der man drückende Nahrungssorgen sich fern halten konnte.

Zudem war er im Wohlleben erzogen worden, und sein gegenwärtiges Einkommen erlaubte ihm nicht, diese zwar nicht verschwenderische, aber doch immerhin opulente Lebensweise fortzusetzen; er mußte sich einschränken, mancher liebgewonnenen Gewohnheit entsagen, auf manchen Genuß verzichten, und daß dies ihn unangenehm berührte, war leicht begreiflich.

Aus diesen Gründen wurde ihm die Nothwendigkeit, auf das Haus zu verzichten und dasselbe seinem Bruder zu überlassen, nahe gelegt, er rettete dadurch für sich ein Kapital, dessen Zinsen er bedurfte, wenn er einigermaßen seinem Stande gemäß auftreten und nicht auf jeden Lebensgenuß verzichten wollte.

Und so sehr auch sein Stolz gegen diese offene Erklärung sich sträubte, sagte er dies Alles doch seinem Stiefbruder, trotzdem das spöttische Lächeln desselben ihm das Blut rascher durch die Adern trieb.

„Wie gesagt,“ schloß er seine Mittheilungen, „ich war auf diese Enthüllungen nicht vorbereitet, ich hatte keine Ahnung davon, daß das Vermögen meines Vaters das Eigenthum Deiner Mutter sein könne, und so muß ich Dich bitten, mir einige Tage Zeit zu gönnen, damit ich in aller Ruhe und mit ernster Ueberlegung meinen Entschluß fassen kann. Ich habe das Testament anerkannt und an dieser Erklärung kann nun nicht mehr gerüttelt werden, aber das sage ich Dir aufrichtig, daß ich nicht begreifen kann, wie Deine Mutter, die doch auch meine Mutter war, ihr Vermögen ausschließlich Dir allein überweisen konnte!“

„Weil es das Vermögen meines Vaters war,“ erwiderte Hugo kalt, „ich meine, diese Erklärung müsse Dir genügen. Und die gewünschte Frist bewillige ich Dir gerne, Du wirst die Ueberzeugung erlangen, daß ich den kürzesten und sichersten Weg vorgeschlagen habe; vorausgesetzt, daß Du nicht vorziehst, das Haus zu übernehmen, um es vielleicht später mit größerem Nutzen zu verkaufen. Und ich wiederhole, ich glaube nicht, daß Dein Vater sein ganzes Vermögen bei diesem Bankhause deponirt hat, Du wirst jedenfalls in dem Sekretär noch Werthpapiere finden, die vielleicht eine be-

deutende Summe repräsentiren, sind es nicht Aktien und Obligationen, so sind es Schuldscheine und Wechsel, und ich rathe Dir, diese Papiere einem Advokaten zu übergeben, der mit Energie die Forderungen eintreibt."

Georg schüttelte zweifelnd das Haupt.

„Mein Vater war kein Wucherer," sagte er.

„Habe ich das behauptet? Er hat dem Kassirer Wesenfeld 5000 Thaler geliehen, und es steht fest, daß Wesenfeld weitere 5000 Thaler ihm geraubt hat —"

„Nein, das steht nicht fest!" fuhr Georg auf. „Wesenfeld behauptet, mein Vater habe ihm auch dieses Geld geliehen und gleich darauf die ganze Summe ihm geschenkt —"

„Wenn man solchen Märchen Glauben schenken will —"

„Kannst Du beweisen, daß es Märchen sind? Ich möchte das so kategorisch nicht behaupten, zumal es noch nicht feststeht, daß Wesenfeld wirklich das Verbrechen begangen hat, dessen er beschuldigt wird."

Hugo war von seinem Sitze aufgestanden, noch immer umspielte jenes spöttische Lächeln seine schmalen Lippen.

„An der Schuld dieses Mannes jetzt noch zwei-

feln zu wollen, wäre Wahnsinn," sagte er, „die Beweise sind so klar und überzeugend, daß es kaum noch weiterer Beweise bedarf, um ihn zu überführen. Ich mag nicht noch einmal auf die Einzelnheiten der That eingehen, sonst würde ich Dir den überzeugenden Beweis liefern, daß kein Anderer der Thäter gewesen sein kann. Der Untersuchungsrichter ist denn auch bereits fertig mit seinen Akten, und die Geschworenen werden kaum einer Viertelstunde bedürfen, um ihren Wahrspruch zu fällen, so klar ist diese Angelegenheit. Willst Du aber trotzdem noch immer zweifeln, so ist das ein Privatvergnügen, welches Niemand Dir rauben kann. Ueber das Geld bei dem Bankier, soweit ich Anspruch auf dasselbe habe, kann ich wohl verfügen?"

„Ich werde dem Chef des Bankhauses den Inhalt des Testamentes mittheilen."

„Und wann erhalte ich Deine definitive Antwort in Bezug auf dieses Haus?"

„Binnen drei Tagen."

„Gut. Nur bitte ich Dich, dabei zu berücksichtigen, daß ich unter keinen Umständen das Haus übernehmen werde."

Hugo entfernte sich nach diesen Worten, er schlug, nachdem er das Haus verlassen hatte, den

Weg zur Stadt ein, und Georg schaute in Sinnen versunken ihm nach, bis er seinem Blick entschwunden war.

War denn das Alles, was er in der letzten Stunde vernommen hatte, wirklich Wahrheit oder nur ein wüster Traum? Er strich mit der Hand über Stirne und Augen und athmete tief auf, dann trat er vom Fenster zurück.

Dem Wohlstande, in welchem er bisher gelebt hatte, zu entsagen, fiel ihm am Ende nicht so schwer, er war jung und rüstig, und er durfte ohne Selbstüberhebung sich das Zeugniß eines tüchtigen, kenntnißreichen Baumeisters geben. Bei ernstem und unermüdlichem Streben konnte er selbst sich eine gesicherte Zukunft aufbauen, er bedurfte dazu fremden Geldes nicht; hundert Andere hatten das auch gethan, weshalb sollte es ihm nicht gelingen?

Ueber diesen Punkt ging er, wie gesagt, leichter hinweg, obgleich er sich wohl bewußt war, daß er jetzt auf manche Annehmlichkeit, manchen Genuß verzichten mußte; es war eben einmal nicht anders, und den Verhältnissen mußte man sich fügen.

Aber schwer war es ihm, zu fassen und zu begreifen, daß Alles, was sein Vater ihm über

diese Angelegenheit gesagt hatte, eine absichtliche Täuschung gewesen sein sollte.

Und doch mußte es so sein, da lag ja das Dokument, in welchem Julius Rodenbach sich zu dieser Täuschung, ja, wenn man so wollte, zu einem Betrug an seinem eigenen Kinde bekannte.

Georg las das Schriftstück noch einmal, er las es aufmerksam, Wort für Wort, und jetzt mußten auch die letzten Zweifel schwinden.

Und glaubhaft waren diese Bekenntnisse, wer konnte und wollte sie widerlegen?

Es war nicht anders, er mußte sich hineinfinden und sich begnügen mit dem, was ihm noch blieb; es war immerhin genug, um darauf aufzubauen.

Das Haus mußte freilich verkauft werden, weun Hugo es nicht übernehmen wollte, aber mit dem Gedanken hatte Georg sich rasch befreundet. So viele angenehme Erinnerungen sich auch an dieses Haus knüpfen mochten, sie wurden überwogen von der Erinnerung an die Mordnacht, die Georg niemals vergessen konnte.

Eins nur machte jetzt noch ihm Sorge, nachdem er in das Unabänderliche sich gefunden hatte; er hatte der Tochter Wesenfeld's seinen Beistand

versprochen und es fiel ihm jetzt vielleicht schwer, dieses Versprechen zu erfüllen.

An die Schuld Wesenfeld's glaubte er selbst nicht mehr so fest, seitdem er mit Theodore gesprochen hatte, die schönen Augen des Mädchens übten auch noch in der Erinnerung einen seltsamen Zauber auf ihn.

Er erinnerte sich, daß er ihr auch versprochen hatte, sofort nach der Siegelabnahme nach Beweisen forschen zu wollen, durch die möglicherweise die Schuldlosigkeit ihres Vaters festgestellt werden konnte.

Er setzte sich vor den Sekretär und begann seine Nachforschungen mit der Durchsicht der hinterlassenen Bücher seines Vaters.

Die Notizen, welche diese Bücher enthielten, ließen in Bezug auf Klarheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen, aber es fand sich keine Notiz, die Aufschluß darüber gab, ob Julius Rodenbach die Absicht gehegt hatte, seine Forderung an Wesenfeld zu quittiren.

Das Darlehen von 5000 Thaler, welches er damals ihm gegeben hatte, war eingetragen, das zweite Darlehen dagegen nicht, doch ließ sich dies daraus erklären, daß er dazu vor seinem plötzlichen Ende nicht die Zeit gefunden hatte.

Eine Notiz über Werthpapiere fand sich ebenfalls vor, aber sie schloß mit der Bemerkung, daß alle diese Papiere bei dem Bankhause deponirt seien.

Von besonderem Interesse für Georg waren die Notizen aus jenen Tagen, in denen sein Vater die Wittwe Vorster heimgeführt hatte.

Es war wirklich seltsam, ja geradezu unbegreiflich, daß die Wittwe ein so bedeutendes Vermögen gehabt haben sollte. Julius Rodenbach hatte nicht nur, wie aus diesen Notizen hervorging, die Kosten des Hochzeitsfestes gedeckt, sondern auch die ganze Aussteuer seiner Braut angeschafft, ja sogar vor der Hochzeit seiner Braut dann und wann eine kleine Geldsumme gegeben, so daß ein Unbefangener daraus den Schluß ziehen mußte, daß die Braut ganz und gar unbemittelt gewesen war.

Indeß, es war ja trotz alledem möglich, daß Frau Vorster das bedeutende Vermögen gehabt und den Besitz desselben verheimlicht hatte.

Dann auch fand Georg eine Notiz, in der sein Vater ausdrücklich erklärte, daß Hugo Vorster nun für alle Zeiten abgefunden sei und keinerlei Ansprüche mehr zu erheben habe, und auch diese

Notiz stimmte nicht mit dem Inhalte des Testamentes überein.

Das Alles war, wie gesagt, seltsam und außerordentlich befremdend; aber Georg hatte nun einmal das Testament anerkannt, und um es nachträglich anzufechten, fehlte es ihm an genügenden Beweisen, auf die er sich hätte stützen können.

Er hätte ja nur die Behauptung aufwerfen können, das Dokument müsse gefälscht sein, und dazu eben fehlte ihm jeder Anhaltspunkt.

Das Dokument trug die unverkennbare Handschrift des Erblassers, und die Frage, wie das gefälschte Dokument in den stets verschlossenen Sekretär gekommen sei, wäre schwer zu beantworten gewesen.

Es war besser, man warf diese Fragen gar nicht auf, die nur verwirren konnten, und in keiner Weise geeignet waren, das dunkle Räthsel befriedigend zu lösen.

Und in allen Schubladen des Sekretärs, auf die der Blick des Raubmörders sicherlich zuerst gerichtet war, herrschte jene sorgfältige, fast peinliche Ordnung, deren der Ermordete sich stets befleißigt hatte.

Es war also offenbar gar nichts entwendet,

was, wie Theodore hoffte, auf eine andere Fährte führen und zur Entdeckung des Thäters beitragen konnte; und so gerne Georg auch den Hoffnungen des jungen Mädchens einen Stützpunkt geboten hätte, ward es ihm doch immer klarer, daß diese entsetzliche That im Affekt geschehen sein mußte, und es blieb nach seiner Ansicht noch schwer zu bestimmen, ob hier wirklich ein Raubmord vorlag.

Es fand sich gar nichts, was nur im Entferntesten darauf hindeutete, daß ein Anderer als Wesenfeld das Verbrechen verübt haben konnte, und so blieb die schwere Schuld auf diesem ruhen.

Im Begriff, den Sekretär wieder zu schließen, fühlte Georg, als er die Klappe emporheben wollte, einen leichten Widerstand, und bei näherem Nachsehen entdeckte er einen blitzenden Gegenstand, der zwischen Klappe und Sekretär eingeklemmt war.

Es gelang ihm mit einiger Mühe, diesen Gegenstand herauszuholen, und er hielt jetzt einen kleinen Brillant in der Hand, der früher einmal einen Ring, eine Nadel oder einen andern Gegenstand geschmückt haben mußte.

Vielleicht hatte dieser Brillant schon lange unbemerkt hinter der Klappe gelegen, der Verstorbene konnte ihn verloren, eine Zeit lang gesucht

und dann vergessen haben; Georg legte keinen besondern Werth auf den Fund, aber die Schönheit des Steines bewog ihn doch, ihn sorgfältig aufzuheben, um ihn gelegentlich zu verwenden.

Verstimmt über die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, schloß Georg den Sekretär wieder, und mit einigem Bangen dachte er schon jetzt an den Augenblick, in welchem er dem schönen Mädchen die letzte Hoffnung rauben mußte.

8.

So gewaltig auch der Doppelmord in dem Rodenbach'schen Landhause die Gemüther erschüttert hatte, nach einigen Tagen sprach man kaum noch darüber. Andere Ereignisse drängten jene grause That in den Hintergrund, bot doch dieses Verbrechen eigentlich gar keinen Stoff zur Unterhaltung mehr, seitdem der Thäter entdeckt und verhaftet war.

Daran, daß Wesenfeld der Schuldige war, zweifelte jetzt Niemand mehr, die That war bewiesen, und die Motive dazu lagen so klar am Tage, daß durchaus kein Zweifel aufsteigen konnte. Und von einer warmen Theilnahme für den Angeklagten oder dessen Angehörige war auch keine Rede, Wesenfeld hatte es nicht gewollt oder nicht verstanden, sich Freunde zu schaffen, er war selbst Denen fremd und fern geblieben, mit denen

er vor seiner Verhaftung fast täglich zusammen kam.

Darum auch vermißte ihn Niemand, nahm Niemand Antheil an seinem Geschick, vielleicht einige Frauen der Nachbarschaft ausgenommen, die sich für Theodore interessirten.

Inzwischen ging die Untersuchung ihren Gang; neue Beweise wurden nicht gefunden, aber was that das, die alten genügten ja vollständig.

In jedem Verhör betheuerte Wesenfeld seine Schuldlosigkeit, der Richter ging über diese Betheuerungen mit einem ironischen Lächeln hinweg, er wußte ja aus Erfahrung, was er davon zu halten hatte.

Es sprachen nun einmal alle Beweise gegen den Angeklagten, es ward eben Alles unter den Händen des Untersuchungsrichters zur Waffe gegen ihn, zu einer Waffe, die ihn vernichten mußte.

Der Schuldschein und die Uhr, die man bei der Haussuchung in seinem Besitz gefunden hatte, konnten ja nur durch ein Verbrechen in seine Hände gekommen sein, es war nicht denkbar, daß Rodenbach dem Manne, den er haßte, die bedeutende Summe von 10,000 Thaler geschenkt haben sollte.

Wesenfeld hatte dies durch die fast ideale Liebe

Rodenbach's zu Klara von Haldern zu erklären gesucht, aber das war ja auch nur ein aus der Luft gegriffener Grund, an den Niemand, und zum allerwenigsten der Untersuchungsrichter, glauben wollte und konnte.

Nur Einen Punkt gab es, der nicht aufgeklärt wurde, und über den der Richter vielleicht etwas zu leicht hinwegging. Wesenfeld erinnerte sich, daß ihm, als er das Haus Rodenbach's an jenem Abend verließ, ein Herr begegnet war, der, wie es ihm schien, auf dieses Haus zuging.

In seiner fieberhaften Aufregung hatte er diesen Herrn nicht beachtet, er hatte ihm nur auf den Rücken gesehen, und ob derselbe wirklich in das Haus hineingegangen war, wußte er auch nicht.

Der Untersuchungsrichter hatte auf diese Person gefahndet, so gut er das im Hinblick auf die schwachen Anhaltspunkte vermochte, aber es war vergebliche Mühe gewesen, und so erwies sich auch diese Aussage in den Augen des Richters als eine Lüge, die nur verwirren sollte und nun die Anklage eher bestätigte, als entkräftete.

Zum letzten Verhör wurde auch Theodore vorgeladen, der Richter entschloß sich ungern dazu, aber die Pflicht gebot ihm, die Angehörigen

des Angeklagten noch einmal zu verhören, bevor die Akten geschlossen wurden.

Theodore war gefaßt und ruhig, es war die Ruhe der Verzweiflung, die den furchtbaren Aufregungen der letzten Wochen nothwendig folgen mußte.

Ihren früheren Aussagen wußte sie nichts hinzuzufügen. An jenem Abend hatte sie den Vater nicht gesehen, und am Morgen des folgenden Tages war seine Aufregung ihr aufgefallen, aber sie hatte ihn nach der Ursache derselben nicht gefragt.

Ueber seine finanziellen Verhältnisse, wie über seine Beziehungen zu Rodenbach konnte sie keine Auskunft geben, ihr Vater hatte darüber nie mit ihr gesprochen, sie wußte nur, daß er mit dem Ermordeten befreundet gewesen war.

Die Frage, ob Rodenbach zu Lebzeiten ihrer Mutter oft in das Haus Wesenfeld's gekommen sei, verneinte sie; ein inniger Verkehr hatte nie zwischen den Beiden stattgefunden.

Dann legte der Richter ihr noch einmal die bei der Haussuchung gefundene Uhr vor, und Theodore erklärte abermals, daß sie diese Uhr nicht kenne, sie nie zuvor im Besitz ihres Vaters gesehen habe.

Der Gerichtsrath hätte diese Antwort voraussehen und deshalb die Frage unterlassen können, denn als Wesenfeld diese Uhr seinem Freunde verpfändete, war Theodore noch ein Kind; wie also konnte sie sich dieser Uhr erinnern, selbst in dem Falle, daß sie damals sie gesehen hatte?

„Und nun frage ich Sie auf Ehre und Gewissen, Herr Gerichtsrath, glauben Sie, daß mein armer Vater verurtheilt wird?“ sagte Theodore mit bebender Stimme, nachdem sie das Protokoll unterschrieben hatte. „Ich bitte Sie, geben Sie mir Gewißheit, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie mir die letzte Hoffnung rauben müssen.“

Ihr Blick hing mit fieberhafter Spannung an den Lippen des Richters, sie hätte die Antwort auf ihre Frage in seinen Zügen lesen können, aber sie hoffte noch immer, sie klammerte sich an diese Hoffnung, wie der Ertrinkende an den Strohhalm.

Der Untersuchungsrichter konnte diesen Blick, aus dem die helle Verzweiflung leuchtete, nicht ertragen, er schlug die Augen nieder und beschäftigte sich mit seinen Akten.

„Ich kann Ihnen darauf eine bestimmte Antwort, wie Sie dieselbe wünschen, nicht geben,“ erwiderte er ausweichend. „Wenn ich Ihnen auch

nicht verhehlen will, daß für die Schuld Ihres Vaters überzeugende Beweise vorliegen, so liegt doch die letzte Entscheidung in den Händen der Geschworenen."

„Und welchen Spruch werden diese fällen?"

„Das, mein Fräulein, kann ich nicht voraus wissen."

Theodore athmete tief auf; es wollte ihr nicht gelingen, die Last abzuschütteln, die mit erdrückender Schwere auf ihrer Seele lag.

„Und ist Alles geschehen, was geschehen konnte, um den wirklichen Thäter zu ermitteln?" sagte sie, den brennenden Blick fest auf den Richter heftend, der halb befremdet, halb zürnend zu ihr aufschaute. „Verzeihen Sie mir diese Frage, sie drängt sich immer und immer wieder mir auf."

„Weil Sie Ihren Vater nicht schuldig finden können," erwiderte der Gerichtsrath kopfschüttelnd, „ich begreife das. Und daß die Untersuchung unparteiisch geführt worden ist, werden Sie, wie ich hoffe, nicht bezweifeln."

„Ich muß darauf vertrauen!" seufzte das Mädchen in einem Tone, der keineswegs erkennen ließ, daß sie davon überzeugt war.

„Ich habe mir alle Mühe gegeben, Spuren zu suchen, die auf einen andern Thäter hätten

führen können, aber keine gefunden," sagte der Richter ernst, aber nicht unfreundlich; „glauben Sie mir, wenn ich eine solche Spur gefunden hätte, so würde ich sie mit unermüdlicher Ausdauer verfolgt haben."

„Und trotz alledem betheure ich Ihnen, daß mein Vater dieses Verbrechen nicht begangen hat."

„Ob er's gethan hat oder nicht, das kann bis zu diesem Augenblick positiv nur er selbst wissen, er und Derjenige, dessen Auge nichts verborgen bleibt."

Der Richter hatte die letzten Worte mit gehobener Stimme gesprochen, voll und ernst; mit einem Blick des Vorwurfs sah Theodore ihn an.

„Und dieser gerechte Richter über uns wird auch seine Unschuld an den Tag bringen," sagte sie, „ich möchte auf mein Gewissen die Verantwortung nicht laden, diesen Mann zu verurtheilen."

„Mein Fräulein, das Verhör ist geschlossen!" erwiderte der Gerichtsrath kalt.

Theodore wandte sich zum Gehen; daß sie bei diesem Manne keine Theilnahme und keinen Trost fand, wußte sie ja. An der Thüre blieb sie noch einmal stehen, sie hätte fast die Bitte vergessen, die sie an ihn richten wollte.

Und der Richter schien diese Bitte zu errathen, er kam ihr zuvor, ehe sie Zeit fand, sie auszusprechen.

„Sie wünschten schon vor einigen Wochen die Erlaubniß, mit dem Gefangenen zu reden,“ sagte er, „damals konnte ich sie Ihnen nicht geben, wenn Sie aber heute noch denselben Wunsch hegen —“

„Ich habe seit dem Tage der Verhaftung meines Vaters ihn täglich, ja stündlich gehegt.“

„So warten Sie einen Augenblick!“

Der Gerichtsrath schrieb rasch einige Zeilen nieder, dann überreichte er dem Mädchen den Schein.

„Heute Nachmittag von drei bis vier Uhr,“ sagte er, „ich mache Sie aber darauf aufmerksam, daß das Gesetz die Unterredung mit einem Untersuchungsgefangenen ohne Zeugen nicht gestattet.“

Theodore wußte das bereits, sie dankte mit einigen Worten und verließ das Zimmer.

Draußen auf dem Flur kam Georg Rodenbach ihr entgegen, auch er war zum Schlußverhör geladen worden.

Mit einem Blick voll herzlicher Theilnahme reichte er ihr die Hand.

„Konnte Ihnen denn dieser Gang nicht er-

spart bleiben?“ fragte er. „Was will man denn von Ihnen noch erfahren? Und wie darf man gegen einen Angeklagten die Aussage des eigenen Kindes benutzen wollen?“

„Dasselbe habe ich mich auch gefragt,“ erwiderte Theodore, die schönen Augen zu ihm aufschlagend. „Der Richter sagte mir, er hoffe in meinen Aussagen etwas zu finden, was ihn auf eine andere Spur führen könne, aber ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß dies nichts weiter als eine Redensart war.“

Georg nickte zustimmend, ein dunkler Schatten umwölkte sein Antlitz.

„Und Sie haben wohl auch in diesem Verhör keinen Trost erhalten?“ fragte er.

„Keinen, Herr Rodenbach.“

„Es ist das letzte Verhör, die Akten sollen geschlossen werden.“

„Und Sie haben auch nichts, gar nichts entdeckt, was auf eine andere Spur führen könnte?“ fragte Theodore mit fieberhafter Spannung.

„Mein Suchen und Forschen war vergeblich,“ erwiderte er kopfschüttelnd, „und wenn ich dasselbe auch jetzt noch fortsetze, so hoffe ich doch nicht mehr auf ein günstiges Resultat. Die letzte Hoffnung, die Ihnen noch bleibt, ist, daß es dem

Vertheidiger gelingen möge, die Geschworenen von der Schuldlosigkeit des Angeklagten zu überzeugen. Und der Vertheidiger muß nun bald gewählt werden, wenn Sie nicht wollen, daß das Gericht ihn dem Angeklagten stellt, zaudern darf man nun nicht länger, die Akten sind spruchreif, und dem Advokaten muß auch einige Zeit gegönnt werden, damit er die Akten studiren kann. Wollen Sie mir erlauben, mit dem Vertheidiger zu reden, dem Sie Ihr Vertrauen schenken?"

Theodore hatte das Haupt gesenkt, eine glühende Röthe übergoß ihre Wangen.

„Darf ich dieses großmüthige Anerbieten annehmen?" fragte sie leise.

„Die Sorge um das Schicksal des Vaters gebietet es Ihnen."

„Und was würden die Leute dazu sagen —"

„Was kümmert das Sie? Ich habe den ersten Verdacht auf den Angeklagten gelenkt, nun fühle ich mich auch in meinem Gewissen verpflichtet, nach besten Kräften dafür zu sorgen, daß nicht ein Unschuldiger verurtheilt wird. Habe ich Ihnen das nicht damals schon gesagt?"

„Aber die Verhältnisse haben seitdem sich geändert!"

„Inwiefern?"

„Man sagt ja allgemein, Ihr Stiefbruder habe fast die ganze Hinterlassenschaft Ihres Vaters geerbt, und Sie seien gezwungen, das schöne Haus zu verkaufen.“

Sie sah ihn fragend an bei diesen Worten, er zuckte mit einem gezwungenen Lächeln die Achseln.

„Wenn die Leute sich doch nur um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern wollten!“ erwiderte er. „Was geht denn Andere das Testament meines Vaters an! Also darf ich mit dem Vertheidiger reden?“

„Ich muß wohl Ihr freundliches Anerbieten annehmen,“ sagte sie, und die leise zitternde Stimme verrieth die innere Erregung, „und ich thue es mit herzlichem Dank.“

„Und wer ist der Advokat, dem Sie am liebsten diese Sache anvertrauen möchten?“

„Doktor Schulte.“

„Er ist ein tüchtiger Jurist,“ nickte Georg, „und außerdem auch ein Jugendfreund von mir, ich werde heute noch hingehen und mit ihm reden. Und nun adieu, der Herr Gerichtsrath wartet schon eine Weile auf mich, diese Herren fordern von Anderen strenge Pünktlichkeit.“

Theodore verließ das Gerichtsgebäude mit

schwer bedrücktem Herzen. Die Hoffnungen, die Georg auf den Vertheidiger zu setzen schien, theilte sie nicht, er hatte ihr das auch wohl nur gesagt, um sie zu ermuthigen.

Und waren die Akten jetzt geschlossen und spruchreif, dann durfte man wohl auch nicht mehr hoffen, daß der Untersuchungsrichter weitere Nachforschungen nach anderen Seiten hin machen würde, ihm mußte das Resultat der Untersuchung genügen, zumal wenn er von seinem Standpunkte aus mit Befriedigung auf dasselbe blicken konnte.

Und was dann, wenn die Geschworenen das „Schuldig" aussprachen? Verurtheilt, wegen eines Raubmords, den er nicht begangen hatte, zum Tode oder zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe — es war ein entsetzlicher Gedanke!

Entehrt für das ganze Leben, verurtheilt, mit rohen Verbrechern Tag und Nacht zusammen zu leben — — ein Fieberfrost überlief Theodore, als dieses furchtbare Bild vor ihr geistiges Auge trat.

Und wenn er nun dennoch die That begangen hatte?

Es kamen Augenblicke, in denen diese Frage sich gewaltsam ihr aufdrängte, und sie mußte dann über sie nachdenken, wenn sie auch immer

und immer wieder nur die eine Antwort darauf fand, daß er unmöglich schuldig sein könne.

Daß sie an diese Schuld nicht glauben wollte, war begreiflich, und eben so erklärlich war es, daß trotz alledem mitunter Zweifel sich geltend machten, sie hörte ja von Allen, mit denen sie in Berührung kam, daß die Schuld des Angeklagten unzweifelhaft bewiesen sei.

Und diese Frage drängte sich auch jetzt ihr wieder auf, sie folterte ihre Seele noch immer, als sie in ihre Wohnung zurückkehrte.

Tante Lisette war ausgegangen, um eine Stickerei fortzubringen, die Theodore für eine Dame angefertigt hatte; die Verhältnisse zwangen ja jetzt die beiden Frauen, durch ihrer Hände Arbeit ihre Existenz zu sichern.

Es war kahler geworden in der einst so traulichen Wohnstube, einige entbehrliche Möbel hatten in den ersten Tagen verkauft werden müssen, und was jetzt noch da war, wurde vielleicht binnen Kurzem unter den Hammer gebracht, um einen Theil der Forderung Hanke's zu decken.

Es war ein recht trostloser Blick, den Theodore in die Zukunft warf, als sie jetzt vor dem Stickrahmen saß, um eine neue Arbeit zu beginnen.

Der Sturm des Schicksals war über ihren

Lebensfrühling dahingefahren und hatte alle Blüthen entblättert, und kein Sonnenstrahl drang durch die schwarzen Wolkenmassen, die immer dichter sich über ihr zusammenballten und ihr jede Hoffnung auf neue Blüthen raubten.

Ein lautes ungestümes Pochen an der Thüre weckte sie aus ihrem Brüten, und als sie aufschaute, stand Herr Habakuk Hanke auf der Schwelle des Zimmers.

Er sah sich scheu um und kam dann mit dem Hute in der Hand auf sie zu es war in seinem Wesen und Benehmen etwas Seltsames, was das Mädchen befremdete und beunruhigte, ohne daß sie sich die Ursache hätte erklären können.

„Sind Sie allein?“ fragte er.

Theodore nickte bejahend, ihr Blick ruhte voll ängstlicher Erwartung auf dem hagern Manne.

Er nahm einen Stuhl, setzte sich ihr gegenüber und ließ den unstäten Blick abermals durch das Zimmer schweifen, als ob er etwas suche.

„Sie haben bereits aufgeräumt,“ versetzte er, indem er die stechenden Augen auf das Mädchen heftete. „Wissen Sie auch, daß dies in gewissem Sinne Unterschlagung genannt werden kann?“

„Ich verstehe Sie nicht,“ erwiderte Theodore verwirrt.

„Sie werden nicht leugnen können, daß seit meinem ersten Besuche Möbel aus diesem Raume verschwunden sind, und ebenso werden Sie zugeben müssen, daß diese Möbel von Rechtswegen mein Eigenthum waren.“

Theodore blickte erschreckt auf, senkte aber sofort die Wimpern wieder, diesen unheimlichen, lauernden Blick konnte sie nicht ertragen.

„Sie werden begreifen, daß nur die Noth uns gezwungen hat, diese Möbel zu veräußern,“ erwiderte sie mit mühsam erzwungener Ruhe, „wir haben dabei nicht im Entferntesten daran gedacht, Ihnen —“

„Mein Fräulein, dieser Gedanke lag so nahe, daß ich eine Entschuldigung nicht gelten lassen kann. Ich habe derzeit schon die Befürchtung ausgesprochen, daß ich binnen Kurzem hier leere Räume finden könne, Sie wiesen das mit Entrüstung zurück, nun frage ich Sie, wer hatte Recht?“

„Ich habe damals Ihnen gesagt, daß wir die Schuld tilgen würden, sobald es uns möglich sei.“

„Und Sie mutheten mir zu, Jahre lang darauf zu warten!“ sagte der Bankier ironisch. „Es ist ja gar nicht abzusehen, wann Sie die Mittel erhalten werden, um dieses Versprechen zu erfüllen.“

„Ich habe Arbeit gefunden," erwiderte Theodore mit einem bezeichnenden Blick auf ihre Stickerei.

Ein boshaftes Lächeln umzuckte die Lippen Hanke's.

„Sie sticken da prachtvolle Blumen für Andere," spottete er, „ganz herrliche Rosen, aber Ihnen bleiben dabei nur die Dornen, ich kenne das."

„Sie irren," sagte das Mädchen ruhig, „die Arbeit macht mir Freude, und mit dem Lohn, den ich dafür erhalte, bin ich auch zufrieden. Bei unserer einfachen Lebensweise werden wir so viel erübrigen, daß wir die Schuld nach und nach abtragen können."

Der boshafte Zug umspielte noch immer die Mundwinkel des hagern Mannes.

„Das sind Illusionen," erwiderte er, „und wenn auch diese Arbeit jetzt noch Ihnen Freude macht, so werden Sie ihrer doch bald überdrüssig werden."

„Niemals!"

„Und ich sage Ihnen: ja! Es ist wahrhaftig nicht angenehm, Tag um Tag dazusitzen, stets mit derselben Arbeit beschäftigt. Und wenn Ihre jetzigen Gönnerinnen an der Protektion keinen

Gefallen mehr finden, dann wird man diese Arbeit geringer schätzen. Sie werden sich genöthigt sehen, diese Stickereien den Geschäftsleuten zu verkaufen, und was die dafür zahlen, ist kaum der Rede werth."

„Ich fürchte das Alles nicht," erwiderte Theodore, ohne den Blick zu erheben, „ich vertraue auf Gott, der weiter helfen wird."

„Das ist denn auch eine beliebte Redensart, wenn man von der Zukunft nur sorgenvolle Stunden zu erwarten hat," sagte Herr Habakuk Hanke achselzuckend, „aber man ändert und bessert dadurch nichts. Und mit diesem Gottvertrauen können Sie meine Forderung nicht decken, mein Fräulein."

„Sie werden sich gedulden —"

„Weil ich es bis jetzt gethan habe?" fuhr der Bankier, ihr die Rede abschneidend, fort. „Ich gab Ihnen Ausstand bis heute, weil ich Mitleid mit Ihnen fühlte, ich hoffte, Sie würden während dieser Zeit einmal zu mir kommen, um mit mir zu berathen, in welcher Weise die Schuld gedeckt werden könne. In dieser Erwartung habe ich nun freilich mich getäuscht gesehen, und ich muß daraus den Schluß ziehen, daß Sie an diese Angelegenheit kaum denken."

Eine glühende Röthe übergoß das Antlitz des schönen Mädchens.

„Wenn Sie das wirklich glauben, so bedaure ich, daß Sie bei mir ein so geringes Ehrgefühl voraussetzen," erwiderte sie. „Wie konnte ich ahnen, daß Sie meinen Besuch erwarteten? Und welchen Vorschlag hätte ich Ihnen machen können? Ich war herzlich froh, daß Sie auf die Sache nicht mehr zurückkamen, und ich hoffte, Sie würden nun auch so lange warten, bis der Prozeß gegen meinen Vater entschieden ist."

„Und glauben Sie noch immer, daß Ihr Vater von den Geschworenen freigesprochen wird?"

„Ja, ich glaube es!"

„Dann rathe ich Ihnen, machen Sie sich auf die Enttäuschung gefaßt," sagte der Bankier mit einem lauernden Blick auf das Mädchen, „Niemand außer Ihnen glaubt an die Schuldlosigkeit des Angeklagten, und die Geschworenen, die über ihn richten sollen, werden schon vor Beginn der Verhandlungen mit ihrem Urtheil fertig sein."

„Das dürfen sie nicht!" erwiderte Theodore erregt; „ihr Wahrspruch muß hervorgehen aus Anschauungen, die sie erst durch die Verhandlungen gewinnen können. Sie sollen ernst und unparteiisch alle Beweise, die für oder gegen die

Anklage zeugen, prüfen, und dann erst das Urtheil fällen."

„Und wenn sie das hier thun, so werden sie finden, daß alle Beweise gegen den Angeklagten zeugen," sagte Herr Habakuk Hanke mit scharfer Betonung. „Was aber dann, wenn der Angeklagte verurtheilt wird?"

„Dann möge Gott meinem armen Vater Kraft und Muth verleihen —"

„Nicht an ihn, sondern an Sie denke ich! Welches Loos wird Sie dann erwarten?"

Theodore blickte befremdet auf; er hatte diese Frage in einem so theilnehmenden Tone an sie gerichtet, als ob er ihr bester Freund sei.

„Welches Loos?" wiederholte sie. „Ich werde arbeiten und —"

„Wie lange werden Sie es können? Und wollen Sie denn auf jede Lebensfreude verzichten?"

Theodore wiegte mit schmerzlicher Miene das Haupt.

„Und glauben Sie denn, daß ich noch eine freudige Stunde haben werde, wenn ich meinen Vater im Kerker weiß?" erwiderte sie. „Für mich hat das Leben keine Freude mehr, und ich murre nicht deshalb, ich habe entsagt, und so schwer ist diese Entsagung mir nicht geworden."

„Weil Sie das Leben mit seinen Freuden bisher noch nicht gekannt haben!“

„Ich weiß nicht, was Sie unter diesen Freuden verstehen; ich sehne mich nicht danach, sie kennen zu lernen.“

Der hagere Herr schüttelte den Kopf und rückte dem Mädchen näher.

„Ganz einerlei, was Sie vom Leben, oder sage ich besser: von der Zukunft für sich verlangen,“ versetzte er, „jedenfalls wird die Verurtheilung Ihres Vaters einen gewaltigen Schatten auf Ihren Lebenspfad werfen.“

„Das leugne ich nicht.“

„Sie werden manches lieblose Wort hören und sich an Geringschätzung und Verachtung gewöhnen müssen, für die Schuld der Eltern läßt man auch die Kinder büßen.“

„Auch das weiß ich,“ sagte das Mädchen leise.

„Und muß das Leben unter solchen Verhältnissen nicht eine Qual sein?“ fuhr der Bankier fort. „Wer weiß, ob Sie nach der Verurtheilung Ihres Vaters noch Arbeit finden! Ich fürchte, Ihnen wird alsdann keine Thüre mehr sich öffnen.“

„Aber was habe ich denn den Menschen gethan? —“

„Nichts, gar nichts, man sieht in Ihnen nur die Tochter des Mörders —“

„Herr Hanke!“

„Verzeihen Sie, ich wollte Ihnen nicht wehe thun. Und wenn nun unter solchen Verhältnissen Ihnen ein Asyl geboten würde, mein Fräulein, ein Asyl, in welchem Sie ohne Sorgen der Zukunft entgegensehen können, würden Sie es nicht mit Dank annehmen?“

Theodore verstand den Sinn dieser Worte nicht, sie heftete die dunklen Augen auf den hagern Mann, und er konnte deutlich in ihnen lesen, daß sie nähere Erklärungen erwartete.

„Fräulein Theodore, ich bin allerdings kein junger Mann mehr,“ fuhr Herr Habakuk Hanke fort, und das Lächeln, welches seine schmalen Lippen umspielte, verrieth ein stolzes Selbstbewußtsein, „indeß das Jünglingsalter bietet auch nicht immer sichere Garantieen für das Glück einer Ehe. Sie wissen, ich bin ein reicher Mann und ich habe nur eine erwachsene Tochter; natürlich würde diese mein Haus verlassen müssen, ehe die Stiefmutter einzieht. Das wäre denn auch leicht zu bewerkstelligen, Hedwig wird in den nächsten Wochen heirathen und ich bin dann allein

in dem großen Hause. Wollen Sie diese Einsamkeit mit mir theilen, Theodore?"

Im höchsten Grade überrascht, und vor Erstaunen kaum eines Wortes fähig, hatte Theodore diese Worte vernommen, und als sie jetzt zu dem hagern Herrn aufblickte, war er ihr nie zuvor so häßlich erschienen.

Unwillkürlich rückte sie ihren Stuhl zurück, und der Bankier mußte in dieser Bewegung bereits eine Antwort auf seine Frage finden; er preßte die Lippen auf einander, und eine verzehrende Gluth loderte in seinen Augen auf.

„Wenn Sie mir eine treue und sorgsame Hausfrau sein wollen, so werde ich jeden Ihrer Wünsche erfüllen," nahm er noch einmal das Wort; „ich habe die Mittel dazu, und Viele werden alsdann Sie beneiden, die heute noch mit einer Gönnermiene auf Sie heruntersehen."

„Und welches Urtheil würde man über Sie fällen?" fragte Theodore, deren zitternde Stimme die gewaltige Erregung erkennen ließ. „Würde man nicht sagen, es sei Wahnsinn, die Tochter eines verurtheilten Verbrechers zur Gattin zu wählen? Würde man Ihnen jemals verzeihen, daß Sie der öffentlichen Meinung so tollkühn in's Gesicht geschlagen haben?"

„Und glauben Sie, daß ich von dem Urtheil der öffentlichen Meinung meine Handlungen abhängig mache?“ erwiderte der Bankier achselzuckend. „Ich stehe zu hoch über ihr, als daß ich ihr bei meinem Thun und Lassen eine entscheidende Stimme einräumen könnte. Und auf der andern Seite würde dieses Gerede auch bald wieder verstummen.“

„Und was könnte ich Ihnen sein?“ sagte das Mädchen kopfschüttelnd. „Der Gedanke an meinen unglücklichen Vater würde mir Tag und Nacht keine Ruhe lassen —“

„Für ihn aber wäre es eine Beruhigung, sein Kind versorgt zu wissen.“

„Auch darin kann ich Ihnen nicht beistimmen! Er würde denken, ich habe mich verkauft für die Schuld, und dieser Gedanke müßte qualvoll für ihn sein.“

„Qualvoll, weshalb? Weil ich Ihnen eine sichere und glänzende Existenz biete?“

„Sie wollen mich nicht verstehen, Herr Hanke. So glänzend auch diese Existenz nach Außen hin scheinen mag, so wenig würde doch die Wirklichkeit dem Schein entsprechen.“

Der hagere Herr blickte unwillig auf.

„Zweifeln Sie an der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung?“ fragte er.

„Keineswegs, aber glauben Sie, daß eine Ehe glücklich sein kann, der das feste und sichere Fundament gegenseitiger Liebe fehlt?“

„Theodore, das ist abermals eine Redensart. Gegenseitige Achtung ist ein eben so sicheres Fundament, ich glaube sogar, dieses Fundament ist noch sicherer.“

„Es mag sein, ich weiß es nicht, aber ich kann nur dem Manne meine Hand für Zeit und Ewigkeit reichen, den ich liebe.“

„Sie lehnen also meinen Antrag ab?“

„Ich habe Ihnen den Grund genannt, der mich dazu zwingt.“

„Diesen Grund lasse ich nicht gelten.“

Theodore erhob das Haupt, die Antwort des Bankiers hatte in ihrer Seele den Trotz geweckt. Sie wollte sich nicht verkaufen, so trostlos auch die Zukunft vor ihr lag, sie fühlte, daß es ihr unmöglich war, diesen Mann jemals zu lieben. Ganz abgesehen von seiner äußern Erscheinung, konnte auch sein Charakter ihr keine Garantie für die Zukunft bieten; sie erinnerte sich gerade in diesem Augenblick so manches Gerüchts, welches sie über diesen Mann vernommen hatte, und

wenn dabei auch manches aus der Luft gegriffen sein mochte, so konnte doch nicht Alles unwahr und erfunden sein.

Sie erinnerte sich, daß man nach dem Tode seiner ersten Frau mancherlei Vermuthungen geäußert hatte, die ein böses Licht auf ihn warfen, und daß man noch jetzt ihm die Achtung versagte, die man jedem Ehrenmann bereitwillig zollte.

„In eine Controverse über diesen Grund kann ich mich mit Ihnen nicht einlassen," sagte sie, „er muß Ihnen genügen."

Herr Habakuk Hanke heftete den stechenden Blick so fest auf sie, als ob er in die innersten Tiefen ihrer Seele eindringen wolle, und was sie in diesem Blick las, das mußte ihr ernste Besorgnisse einflößen, zugleich aber auch ihre Abneigung gegen den hagern Mann erhöhen.

„Also, statt mir zu danken für das Anerbieten, welches ich Ihnen mache, weisen Sie es zurück?" fragte er scharf. „Hoffen Sie nicht auf die Freisprechung Ihres Vaters, ich sage Ihnen das noch einmal. Jedermann ist überzeugt davon, daß Friedrich Wesenfeld das ihm zur Last gelegte Verbrechen begangen hat. Und wenn das Urtheil über ihn gesprochen ist —"

„Weshalb wiederholen Sie das Alles?" fiel

Theodore ihm in's Wort. „Glauben Sie, mich dadurch zu einer Aenderung meines Entschlusses bewegen zu können?"

„Ich wollte Ihnen nur noch einmal zeigen, welche Zukunft Ihrer wartet."

„Ich mache mir darüber keine Illusionen —"

„Dann werden Sie auch wissen, daß kein anderer Mann jemals um Ihre Hand werben wird."

„Und beruht denn das Glück des Lebens einzig und allein —"

„Mein Fräulein, Sie vergessen, daß Ihnen keine Mittel zur Verfügung stehen, daß Sie bis zu Ihrem Lebensende arbeiten müssen, und daß eine Zeit kommen kann, in der Ihre Kräfte erschöpft sind und Sie ermattet zusammenbrechen. Es ist hart, Almosen annehmen zu müssen, aber Sie werden in diese Nothwendigkeit versetzt werden und dann mit bitterer Reue dieser Stunde gedenken."

„Daß Sie das Alles mir sagen, mir meine Armuth zeigen, um mich Ihrem Anerbieten geneigt zu machen, das legt für Ihren Charakter und Ihre Gesinnungen kein ehrendes Zeugniß ab," entgegnete Theodore, und aus den flammenden Augen traf ein Blick der Entrüstung den

Bankier, dessen Stolz durch diese Ablehnung tief beleidigt war. „Ich weiß, daß Sie mir Alles nehmen können, was ich noch mein nenne, ich bin darauf gefaßt, daß Sie es thun werden, aber meine Ehre können Sie mir nicht rauben, und diese Ehre würde ich selbst in den Staub treten, wenn ich als Ihre Gattin in Ihr Haus einzöge, aus dem ich zuvor Ihre Tochter verdrängen müßte.“

Herr Habakuk Hanke hatte sich von seinem Sitz erhoben, sein Antlitz war abwechselnd glühend roth und dann wieder todesbleich geworden.

„Das war deutlich genug gesprochen,“ sagte er mit heiserer Stimme, „und wenn ich auch nicht einsehen kann, daß Ihre Ehre durch die Annahme meines Antrages irgendwie berührt werden könnte, so muß ich doch aus Ihren Worten entnehmen, daß es in Ihrer Absicht lag, mich zu demüthigen. Und ich gebe zu, daß diese Absicht erreicht ist, aber Sie bedachten dabei die Folgen nicht. Sie dachten nicht daran, daß solche Worte den Haß wecken müssen, und daß mein Haß Sie in das tiefste Elend stürzen kann.“

„So habe ich mich also doch nicht in Ihrem Charakter getäuscht,“ erwiderte Theodore ver-

ächtlich. „Dem Himmel sei Dank, daß ich mich Ihnen nicht verkaufte!“

„Sie werden diese bösen Worte bereuen! Daß ich nach dieser Stunde jede Rücksicht beiseite setze, werden Sie begreifen, Sie können von mir keine Schonung mehr erwarten. Die Klage wird heute noch eingereicht, bereiten Sie sich darauf vor.“

„Ich habe nichts Anderes erwartet.“

„Und sobald das Urtheil rechtskräftig ist —“

„Werden Sie Alles, was wir noch besitzen, unter den Hammer bringen; ich bin auch darauf gefaßt.“

„Vielleicht haben Sie bis dahin eines Andern sich besonnen!“

„Können Sie das wirklich glauben?“ fragte Theodore, die beim Anblick ihrer eben eintretenden Tante erleichtert aufathmete. „Ich habe Ihnen schon gesagt, daß meinen Entschluß nichts ändern kann, und ich bedaure nur, daß Ihre Heftigkeit und Gereiztheit zu diesem Wortwechsel geführt haben. Sie hätten sich mit dem Grunde, den ich für meine Weigerung anführte, begnügen sollen.“

Der hagere Herr nahm seinen Hut; Tante Lisette blickte mit wachsendem Erstaunen die

Beiden an, deren mühsam verhaltene Erregung ihrem scharfen Auge nicht entgehen konnte.

„So wären wir also darüber im Reinen," sagte er, „und ich gebe Ihnen nun den Rath, sich nach einem Freunde umzuschauen, der so großmüthig ist, meine Forderung zu decken. Ich habe nun lange genug gewartet, über meine Geduld können Sie sich nicht beklagen. Gehorsamer Diener!"

„Aber was bedeutet das Alles?" fragte Tante Lisette, als die Thüre hinter dem Bankier ziemlich ungestüm zugefallen war. „Was ist denn die Ursache dieser ganz ungewöhnlichen Aufregung?"

Theodore bedeckte die Augen mit der Hand und blieb eine Weile in schweigendem Sinnen versunken.

„Wir müssen uns jetzt auf das Schlimmste gefaßt machen," erwiderte sie endlich, „ich habe diesen Mann tödtlich beleidigt, und das vergibt er mir niemals."

„Was ist denn vorgefallen?"

„Er hat um meine Hand geworben."

„Er?" fragte Tante Lisette überrascht. „Dieser alte Mann, der Dein Vater sein könnte? Und Du?"

„Ich habe abgelehnt und dadurch seinen Stolz beleidigt. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihn nicht lieben könne, und daß eine Ehe ohne Liebe —"

„Die gewöhnlichen Redensarten," unterbrach die alte Frau sie, bedenklich das Haupt schüttelnd. „Ich weiß nicht, ob Du klug daran gethan hast —"

„Daß ich seinen Antrag ablehnte?" rief Theodore in vorwurfsvollem Tone. „War es denn etwas Anderes, als ein Verkaufen meiner Person, und noch dazu auf Kosten des einzigen Kindes dieses Mannes? Sagte er mir doch geradezu, seine Tochter solle und werde das Haus verlassen, ehe ich in dasselbe einziehe!"

„Das wäre allerdings nothwendig gewesen!"

„Und Du machst mir einen Vorwurf daraus, daß ich diesen schmachvollen Handel nicht eingegangen bin?"

Tante Lisette war auf einen Stuhl niedergesunken, sie hatte die Hände in ihrem Schoß gefaltet und starrte düster vor sich hin.

„Klug war es nicht," sagte sie tief aufseufzend.

„Aber ich konnte nicht anders; es ist mir nicht möglich, meine Abneigung gegen diesen Mann zu überwinden."

„Und doch ruht in den Händen dieses Mannes die Entscheidung über unser Wohl und Wehe.“

„Das wäre traurig,“ erwiderte Theodore mit leiser Ironie. „Er wird uns freilich Alles nehmen, was wir besitzen, aber wir können es ja entbehren. Wir werden uns eine einfach möblirte Wohnung miethen, große Ansprüche dürfen wir ohnedies jetzt nicht mehr machen, und was ich mit meiner Arbeit verdiene, das reicht ja zur Bestreitung unserer bescheidenen Bedürfnisse hin.“

Die alte Frau schüttelte wiederum mit trostloser Miene das Haupt.

„Ich hatte bisher noch immer gehofft, Herr Hanke werde Rücksichten nehmen und die Klage nicht anhängig machen,“ sagte sie, „jetzt ist auch diese Hoffnung verloren.“

Theodore blickte ganz betroffen die Tante an; sie konnte sich diese verzweifelte Stimmung der sonst so ruhigen und muthigen Frau nicht erklären.

„Du zürnst mir, daß ich das Glück meines Lebens nicht diesem Manne geopfert habe,“ sagte sie mit bewegter Stimme; „erinnere Dich, was Du selbst mir über ihn mitgetheilt hast! Hat er mit seiner ersten Frau eine glückliche Ehe geführt? Sagt man ihm nicht nach, daß er

sein einziges Kind schlimmer behandle, wie eine Magd?"

„Man darf auch nicht an jedes Gerücht glauben," schaltete die alte Frau ein.

„Gewiß nicht, aber es ist ein wahres Wort, daß da, wo Rauch sei, auch Feuer sein müsse! Was nun auch kommen mag, wir müssen denken, es habe so kommen sollen, es hilft uns ja doch nichts, daß wir darüber murren und uns beschweren."

Theodore ging nach diesen Worten in die Küche, um für das Mittagbrod zu sorgen; in der augenblicklichen Stimmung, in der Tante Lisette sich befand, ließ sich ja kein ruhiges und vernünftiges Wort mit ihr reden.

Die alte Frau mochte wohl selbst einsehen, daß sie zu weit gegangen war, aber die drückenden Verhältnisse mußten das entschuldigen; und sie hatte ja auch im Grunde genommen dem Mädchen keinen Vorwurf gemacht, sondern nur ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß der Antrag des Bankiers nicht angenommen worden war.

Sie war ja auch an diesem Morgen im Schlußverhör gewesen, und auch ihr hatte der Gerichtsrath nicht verschwiegen, daß alle Beweise gegen den Angeklagten zeugten, da war's natür-

lich, daß auch sie mit banger Besorgniß in die Zukunft blickte. Eine Verbindung mit dem reichen Bankier hätte wenigstens die Nahrungssorgen für immer beseitigt; aber bei ernstem und ruhigem Nachdenken sah Tante Lisette doch ein, daß Theodore diesem Manne keine andere Antwort geben konnte, als die, welche sie ihm gegeben hatte.

Und sie war ehrlich genug, das bei Tisch dem Mädchen zu sagen.

Theodore berichtete ihr darauf ihre Begegnung mit Georg, und die Tante schüttelte auch jetzt wieder den Kopf. Nicht darüber, daß der junge Herr die Erlaubniß erhalten hatte, den Doktor Schulte mit der Vertheidigung Wesenfeld's zu beauftragen, sondern darüber, daß bei der Erinnerung an ihn die Augen Theodore's so seltsam leuchteten.

Die alte Frau hatte ihre besonderen Gedanken darüber, aber sie mochte diesen Gedanken jetzt noch keine Worte leihen, sie fürchtete, und dies wohl mit Recht, den zündenden Funken in die Seele des Mädchens zu werfen.

Liebte Theodore den Sohn des Mannes, den ihr Vater ermordet haben sollte, so war sie möglicherweise dieser Liebe sich noch nicht klar bewußt und dann durfte man sie auch nicht darauf auf-

merksam machen, vielleicht war es nur ein Traum, der die Seele vorübergehend beschäftigte und dann der Vergessenheit anheimfiel.

Diese Liebe konnte ja nimmer zu einem glücklichen Ende führen. Theodore ahnte gewiß nicht, mit welchen trüben Gedanken die Seele der alten Frau sich beschäftigte, sie hatte in der That noch keine Ahnung von der Liebe, die in ihrem Herzen schlummerte und nur auf einen Sonnenstrahl wartete, um in heller Gluth aufzulodern. Bald nach dem Mittagessen verließ sie das Haus, um von der so lange ersehnten und nun endlich erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Es war ein weiter Weg zum Gefängniß, und auf diesem Wege beschäftigte Theodore sich nur mit dem ihr bevorstehenden Wiedersehen, sie sah diesem schmerzlichen Augenblick mit begreiflichem Bangen entgegen.

Zitternd vor Erregung trat sie, von dem Schließer gefolgt, in die Zelle, die ihr Vater schon seit Wochen bewohnte, erschüttert warf sie sich in seine Arme, und der Gefangene hielt lange sein unglückliches Kind schweigend umschlungen.

Er hatte gealtert in der kurzen Zeit, sein Haar war merklich ergraut und tiefe Furchen zeigten sich in seinem Antlitz.

Dem Blick Theodore's entging diese Veränderung nicht, aber sie war darauf vorbereitet, spurlos konnten ja solche Tage und Nächte an keinem Menschen vorübergehen.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest," sagte er mit zitternder Stimme, als er Hand in Hand mit ihr auf dem Rand des Bettes saß; „wenn Alle an mir zweifeln, mein Kind wird nicht glauben, daß ich dieses entsetzliche Verbrechen begangen habe."

Er blickte ihr forschend in die umflorten Augen, wie wenn er in ihrer Seele lesen wolle, ob er wirklich diese Ueberzeugung hegen dürfe.

„Ich habe vom ersten Augenblick an festgehalten an diesem Glauben," erwiderte sie, „aber alle meine Bemühungen, Beweise für Deine Schuldlosigkeit zu finden, sind bis heute fruchtlos geblieben."

„Ich weiß das und ich fürchte, daß mein Schicksal bereits besiegelt ist."

„Und Du erinnerst Dich nicht eines einzigen, wenn auch noch so geringfügigen Umstandes, der auf eine andere Spur führen könnte?" fragte das Mädchen.

„Nein, nicht eines einzigen!"

„Wenn Du mir die Ereignisse jenes Abends erzählen wolltest —“

„Liebes Kind, es würde zu nichts führen. Ich klage mich an, daß ich leichtsinnig gewesen bin, daß ich schwer, sehr schwer gefehlt habe und daß nichts mich entschuldigen kann. Weshalb ließ ich mich zu diesen Spekulationsgeschäften verleiten! Ich konnte ja das Ende voraussehen, das Ende mit Schrecken, wie es dann auch gekommen ist.“

Er bedeckte das Gesicht mit den Händen und athmete schwer, es mußte ihm furchtbar sein, sich vor dem eigenen Kinde anklagen zu müssen.

„Mein Einkommen reichte in den letzten Jahren nicht mehr aus,“ fuhr er nach einer Pause fort, „ich hatte mehrmals vergeblich um eine Erhöhung desselben gebeten, und es that mir weh, wenn ich sehen mußte, daß Dir so Manches versagt blieb, worauf ein Mädchen Deines Alters und Standes einen berechtigten Anspruch hat. Ich hätte Dir so gerne Alles gewährt, es war meine Absicht, Dich in die Kreise unserer Gesellschaft einzuführen, aber die Mittel erlaubten es nicht, und da hoffte ich, diese Mittel an der Börse zu gewinnen.“

„Es war ein gefahrvoller Weg.“

„Den ein Wucherer mir erleichterte."

„Hanke?"

„Hat er seine Forderung schon geltend gemacht?" fragte Wesenfeld, in dessen Augen der Zorn jäh aufblitzte.

„Er forderte zur Tilgung dieser Schuld meine Hand."

„Der Unverschämte! Und Du?"

„Ich konnte meine Abneigung gegen ihn nicht überwinden!"

„Gott sei gedankt!" seufzte der Gefangene tief auf. „Dieser Mann weiß nach Außen hin den Schein zu wahren, aber wehe denjenigen, die ihm in die Hände fallen! Er ist ein herzloser, habgieriger Egoist. Wann und wo ich mit ihm bekannt wurde, weiß ich so genau nicht mehr, er bot mir bei meinen Börsengeschäften seine Vermittlung an, und ich schenkte ihm Vertrauen. Daß er mich betrog, erfuhr ich zu spät, und auch dann noch konnte ich ihm nichts anhaben, er kannte meine Lage, ein Wort von ihm konnte mich vernichten. Um seine Forderungen zu decken, mußte ich die mir anvertraute Kasse bestehlen, und ich war leichtsinnig genug, diesen Ausweg zu wählen, indem ich mich noch immer der Hoffnung hingab, durch eine glückliche Spekulation

das Fehlende ersetzen zu können. Und in dieser Hoffnung bestärkte Hanke mich. Woher ich das Geld nahm, war ihm gleichgiltig, wenn nur seine Habsucht befriedigt wurde, und gegen seine Wucherzinsen durfte ich nichts einwenden, da ich mich ganz in seine Hand gegeben hatte. Meine Hoffnungen verwirklichten sich nicht, und die Mittheilung eines Freundes, daß eine außergewöhnliche Kassenrevision mir bevorstehe, traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Das fehlende Geld mußte geschafft werden, ich wandte mich zuerst an Hanke, er verweigerte mir seine Hilfe und forderte den Rest seines Guthabens. Rodenbach allein konnte mir helfen, und er hat es gethan."

„Aber ihr seid im Hader aus einander gegangen."

„Es ist wahr. Er warf mir meinen Leichtsinn vor, und er hatte ein Recht dazu. Er demüthigte mich, indem er mir sagte, er wolle die Schuld quittiren, da ich sie ja doch niemals tilgen könne. Ich verließ sein Haus mit dem Vorsatz, es nie wieder zu betreten, und daß diese Demüthigung mich in eine furchtbare Erregung versetzt hatte, kann Jeder begreifen."

„Gewiß!" sagte Theodore gedankenvoll.

„Und kaum hatte ich das Haus verlassen, so begegnete mir ein Herr, der, wie es mir schien, auf dasselbe zuschritt. Ich habe ihn nicht beachtet, ihm auch leider nicht in's Gesicht gesehen, so daß ich ihn nicht wieder erkennen würde, wenn er mir noch einmal begegnete. Der Untersuchungsrichter schien das auch für ein Märchen zu halten, wie er ja alle meine Aussagen bezweifelt, er behauptet, jenem Manne nachgeforscht und ihn nicht gefunden zu haben, ob er es wirklich gethan hat, weiß ich nicht, ich möchte es bezweifeln."

„Ich auch, Papa! Der Gerichtsrath begnügt sich mit den Beweisen, die er gegen Dich gefunden zu haben glaubt."

„Und diese Beweise werden hinreichen, mich der Schuld zu überführen," erwiderte Wesenfeld erbittert. „Es kann ja nicht anders sein, ich muß die That begangen haben, ich war zu jener Zeit im Hause Rodenbach's, ich mußte das Geld haben, um meine Ehre zu retten, nichts ist natürlicher, als daß ich durch einen Raubmord es mir verschaffte. Es wird ja außer dem Gelde nichts vermißt, der Schuldschein und die Uhr zeugen auch gegen mich, es ist ja ganz unglaublich, daß Rodenbach mir die Summe vor die Füße geworfen haben soll."

Der Gefangene hatte sich von seinem Sitz erhoben, er wanderte mit großen Schritten auf und nieder, und der Blick Theodore's fogte ihm voll Trauer und ernster Besorgniß.

„Doktor Schulte wird Deine Vertheidigung übernehmen,“ sagte sie.

„Nutzloses Bemühen!“ erwiderte er. „Ich habe jede Hoffnung verloren und mich in den Gedanken hineingefunden, daß ich mein Leben im Zuchthause beschließen werde.“

„Das wolle Gott verhüten!“ rief Theodore entsetzt.

„Ich mache mir keine Hoffnungen,“ fuhr Wesenfeld fort, „ich wünschte nur, daß die Sache bald beendet würde.“

„Und ich halte noch immer fest an der Hoffnung, daß der wirkliche Thäter ermittelt wird.“

„Da hätte man früher nachforschen müssen; jetzt ist es zu spät.“

„Man muß auf Gott vertrauen!“ sagte Theodore mit gehobener Stimme. „Ihm entrinnt der Schuldige nicht.“

Der Gefangene war stehen geblieben, in dem glühenden Blick der tiefliegenden Augen spiegelte sich ein schneidender Hohn.

„Es ist manches Verbrechen dunkel geblieben,“

erwiderte er, „Mancher ist als reicher, angesehener Mann gestorben, der von Rechtswegen auf dem Schaffot hätte sterben müssen. Ich wiederhole Dir, meine Hoffnungen sind längst zu Grabe getragen, schon nach dem ersten Verhör hatten sie keinen Werth mehr für mich. Stände ich allein in der Welt, so würde ich mir nicht viel daraus machen, meine Ehre ist ja doch dahin —"

„Rede nicht so, Vater!"

„Ich sage ja nur die Wahrheit!" fuhr Wesenfeld mit steigender Erbitterung fort. „Würde ich auch von dem Raubmorde freigesprochen, so haftete doch noch immer der Kassendiebstahl an mir, und davon kann Niemand mich freisprechen, denn ich selbst habe mich, durch die Verhältnisse dazu gezwungen, dieses Verbrechens angeklagt. Der Gedanke an euch —"

„Sorge nicht um uns," unterbrach Theodore ihn, „wir werden keinen Mangel leiden."

„Ihr werdet genöthigt sein, zu arbeiten —"

„Und wer gerne arbeitet, dem macht die Arbeit Freude!"

„Es kommt eben auf die Arbeit selbst an," sagte der Gefangene mit einem forschenden Blick auf seine Tochter. „Für mich ist es ein Trost, daß Tante Lisette bei Dir ist, obgleich ich auf

der andern Seite auch fürchten muß, daß die alte Frau Dir zur Last fallen wird."

„Sie hilft mir redlich."

„Daran zweifle ich nicht, aber die Frau ist alt und ihre Kraft bald erschöpft. Wenn ich von dieser schweren Schuld freigesprochen würde, dann müßten wir auswandern und jenseits des Oceans uns eine neue Heimath gründen."

„Ich folge Dir, wohin Du willst."

Der Gefangene schloß das Mädchen in seine Arme und küßte sie auf die Stirne.

„Du bist mein gutes Kind," sagte er bewegt, „wollte Gott, daß ich Deine Liebe und Treue Dir im reichsten Maße vergelten könnte! Aber ich fürchte, es soll nicht sein! Und nun gehe, Theodore, und grüße Tante Lisette von mir. Daß Du gekommen bist, dafür danke ich Dir von ganzem Herzen, Dein Anblick war ein Trost für mich, nun aber laß mich wieder allein."

Er gab dem Schließer, der an der Thüre stand, einen Wink, dann drückte er noch einmal das leise schluchzende Mädchen an seine Brust. Und Theodore fühlte auch, daß es besser war, wenn sie jetzt ging, die Unterredung mit ihr hatte den unglücklichen Mann zu gewaltig aufgeregt, sie sah es

ihm an, so sehr er sich auch bemühte, dieser Erregung Herr zu bleiben.

Sie raffte gewaltsam sich zusammen, um bei diesem Abschied ruhig und gefaßt zu bleiben, aber das Herz drohte ihr zu brechen, als sie das Gefängniß verließ, sie konnte der Ahnung nicht gebieten, daß es ein Abschied für immer gewesen war.

Ende des ersten Bandes.

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.